

Burkhard Hergesell / Thomas Ventzke

**Geschichten aus der Georgstraße, Schillerstraße,
dem Paschviertel und Umgebung in Geestemünde**



Lieber Leser,

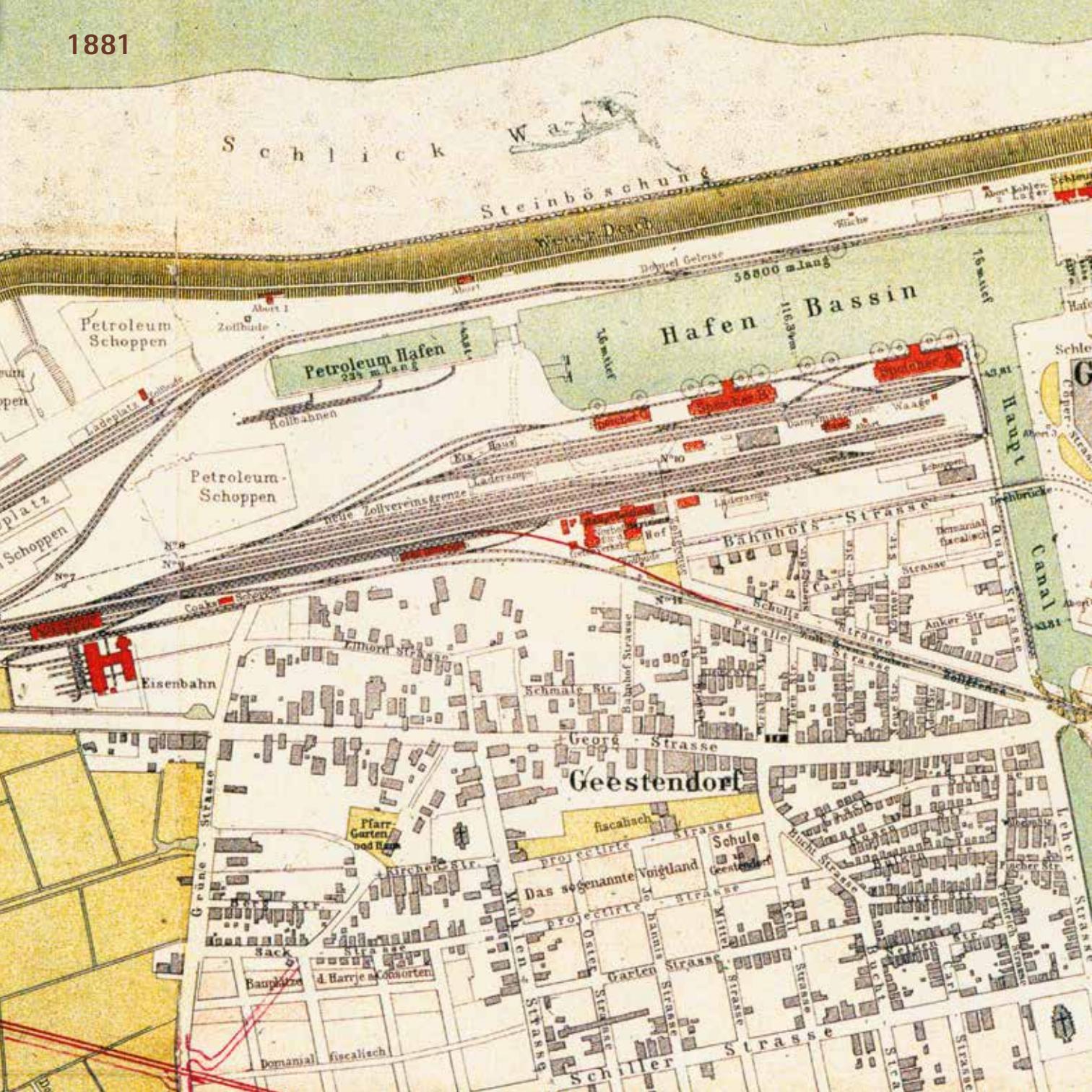
immer wieder haben wir ältere Bewohner im Stadtteil getroffen, die uns im Gespräch etwas über Begebenheiten Geestendorfs erzählten. Irgendwann kam uns dann die Idee, man sollte diese Geschichten aufschreiben, denn wenn diese Zeitzeugen nicht mehr im Stadtteil wohnen, dann sind die Geschichten, Erzählungen und auch Bilder für immer verschwunden.

Somit haben wir überlegt, wie wir, mit wissenschaftlichem Hintergrund, die Bewohner zum Erzählen bekommen. Eigentlich war es dann doch ganz einfach: eine Geestemünder Bau- und Siedlungsgenossenschaft hatte Räumlichkeiten frei, ein Geestemünder Graphiker hatte ein Logo kreiert und ein Kulturwissenschaftler wurde verpflichtet, die Leitung zu übernehmen und nun mussten die Geestemünder nur noch kommen und erzählen. Am ersten Abend tummelten sich dann über 60 Personen in der Geschichtswerkstatt. Was wollen wir mehr?

Wir sind stolz, in so kurzer Zeit die ersten Geschichten drucken zu können und würden gerne eine zweite Auflage erstellen. Es gibt noch viel zu erzählen, denn viele Geestemünder, die ihrem Job nachgehen, sprachen uns schon an: Wann gibt es die Geschichtswerkstatt für Berufstätige in den Abendstunden?

Haben Sie Freude an den Ausführungen und nun wünschen wir Ihnen viel Spaß

Ihr
Standortmanagement Geestemünde



Schlick

Steinböschung

Hafen Bassin

Petroleum Hafen
239 m lang

Petroleum-Schoppen

Geestendorf

Petroleum Schoppen

Eisenbahn

Bahnhofs-Strasse

Georg-Strasse

fischbach-Strasse

Das sogenannte Vogtland

Schiller-Strasse

Canal

Pfarr-Garten

Schule in Geestendorf

4. Harry u. Consorten

Domänial fiscalisch

Anker-Str.

Schule-Strasse

Grüne-Strasse

Kirche-Str.

Mühl-Strasse

Garten-Strasse

Parallel-Strasse

Bahnhof-Strasse

Schmale-Str.

Domänial fiscalisch

Lehr-Strasse

Grüne-Strasse

Sack-Str.

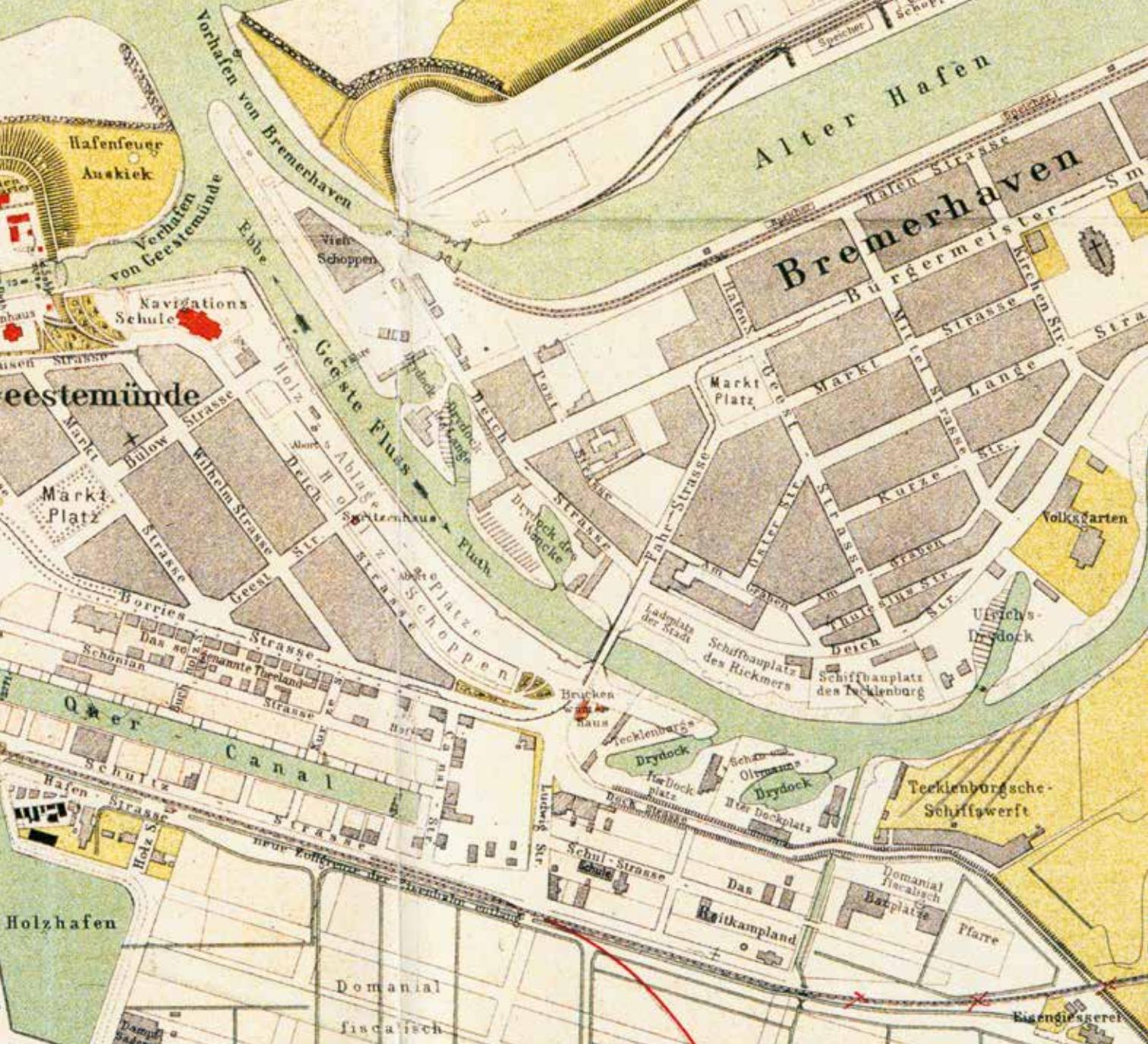
Bauplatz

Domänial fiscalisch

Mühl-Strasse

Domänial fiscalisch

PROJEKTIRTE



Erklärung.

Sämtliche bebauten Flächen u. einzelnen Gebäude sind schraffirt
 Die zur Bebauung bestimmten Flächen sind bezeichnet durch



Quelle:
 Stadtarchiv Bremerhaven

Impressum

Bearbeitung: Burkhard Hergesell
Gestaltung und Gesamtherstellung: WeserDruckerei Grassé, Geestemünde
Herausgeber: Standortmanagement Geestemünde Thomas Ventzke
2014



Inhalt

Vorwort

Herbert Ehlers

Erinnerungen an die Georgstraße in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts 9

Erich Sturk

Erinnerungen an die Georgstraße 23

Rita Knop

Use Paschverddel 33

Oda Kelch

Uhrmachergeschäft Knoblauch 41

Burkhard Hergesell

Das gerettete Puppenhaus 51

Rosemarie Blum

Der viel- (aber nicht weit-) gereiste Bücherschrank 55

Edith Kluge

Wie das WICK VAPO RUB nach Geestemünde kam 57

Christa Duden

Erinnerungen an Meerjungfrauen im Querkanal, Ihmelspark und Anderem 59

Klaus Friedrichs

Schillerstraße 63

Michael Schwädtke

Eine Kindheit in Geestemünde 65

Andreas Henn

Von „Tannenbaumschlachten“ und Birnenklau in „Pastorsgarten“ 72

Jörn-Holm Niemeyer

Eine Familiengeschichte aus Geestemünde in vier Generationen 75

Autorinnen und Autoren 85

Erinnerungen an die Georgstraße in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts

In den letzten Jahren setzten sich drei Geestemünder Jungen, heutige würdige Senioren, zusammen, um ihre Erlebnisse der gemeinsam verbrachten Jugendzeit in Geestemünde auszutauschen. Wir kamen auf die Idee, diese Erinnerungen schriftlich festzuhalten und den Nachkommen zu überliefern. Als erstes zogen wir uns eine Flurkarte der Georgstraße aus dem Internet und versuchten, anhand dieser Karte die Häuser und Geschäfte der Reihe nach zu lokalisieren. Was der eine nicht mehr wusste, wusste der andere, und so kam der anliegende Text zusammen und beschreibt weitgehend die damaligen Lokalitäten.

Angeregt durch die Gründung einer Geschichtswerkstatt Geestemünde im Januar 2014, die das Ziel hat, Historisches aus der Georg- und Schillerstraße sowie aus dem Paschviertel zusammen zu tragen, beschlossen zwei der drei Geestemünder Jungen, Walter Abbes und Erich Sturk, die aus der gemeinsamen Arbeit hervorgegangene Dokumentation des inzwischen verstorbenen Autors, Herbert Ehlers, der Geschichtswerkstatt zur Verfügung zu stellen. Nach Rücksprache mit Frau Margret Ehlers befürwortet sie unsere Absicht und sie sagte uns, dass Herbert sich freuen würde.

Der Autor wurde am 09.12.1929 in der Lilienthalstr. 26 geboren und hat dort bis zum 15. September 1939 seine Kindheit verlebt. Danach zogen seine

Eltern mit ihm und einem Bruder in das Haus Robert-Koch-Straße 26 in Geestemünde.

Einführung:

Die Georgstraße verläuft in Nord-Süd-Richtung, ist etwa 1 km lang und wurde nach König Georg von Hannover (1819 -1879) benannt. Sie war zu der Zeit die einzige unmittelbare Zufahrtstraße nach Bremen. Bis zum großen Bombenangriff am 18. September 1944 galt sie als die Hauptgeschäftsstraße vom Ortsteil Geestemünde, der damaligen Stadt Wesermünde, die seit 1947 Bremerhaven heißt. Ein Teil der ausgebrannten Ruinen wurde nach dem Krieg im gleichen Stil wieder aufgebaut. Die Georgstraße hat leider das Niveau der Zeit vor dem Angriff nicht wieder erreicht. Heute kämpfen etliche Geschäfte ums Überleben bzw. haben aufgegeben. Das spiegelt sich vor allem im südlichen Teil durch Leerstand wider.

Für viele Geestemünder Bürger, so auch für meine Mutter, war die Georgstraße die Einkaufsstraße, in der man alles, sowohl für den täglichen Bedarf, als auch darüber Hinausgehendes kaufen konnte. Die Geschäfte der damaligen Zeit boten eine große Auswahl und ein tiefgestaffeltes Sortiment. Dabei war in dieser Einkaufsstraße eine gute Bedienung

von freundlichen und sachkundigen Verkäufern selbstverständlich.

Von Porzellan, Uhren, Schuhen, Papierwaren, Büchern über Damen- und Herrenkonfektion und Gastronomie war fast jede Gewerbeart vorhanden. Sogar ein mehrstöckiges Kaufhaus, ein Möbelhaus, eine Sparkasse und ein Kino hatten sich dort angesiedelt.

Wenn meine Mutter sagte: Heute Nachmittag wollen wir in die Georgstraße, dann war damit der Besuch von verschiedenen Geschäften verbunden. Weil das etwas Besonderes war, wurde sich dafür auch entsprechend angezogen. Mutter machte sich extra fein und ondulierte vorher ihre Haare mit einer speziellen Zange, die sie auf dem Gasherd erhitzte. Auch ich musste meine Oberbekleidung wechseln. Sie nannte das: Wenn man in die Georgstraße geht, muss man sich „anständig“ anziehen. Das war eben kein Kauf um die Ecke, bei dem man seine Kittelschürze umbelalten konnte. Das wäre so, als wenn man im Pullover ins Theater ginge.

Für den schnellen Einkauf gab es ganz in der Nähe etliche Ladengeschäfte, in denen man Lebensmittel, Fleisch- und Backwaren kaufen konnte. Ein Frieseur, eine Heißmangel und ein Laden mit Tabakwaren zählten auch dazu. Sie waren mitunter kaum 100 Meter voneinander entfernt, so dass man da mal eben fix hinlaufen konnte.

Auf dem freien Platz vor dem Plesseeck am Anfang der Georgstraße, dort wo die Verbindung zwischen dem Holzhafen und dem Hauptkanal war, stand ein Werbeschild der NSDAP. In einem verglasten

Schaukasten wurden deren Zeitung „Der Stürmer“ und Blätter mit Parolen gezeigt. Dabei habe ich das Schild mit dem Text „Wer beim Juden kauft, ist ein Volksverräter“ in Erinnerung behalten. Ich habe dafür damals keine Erklärung gefunden und mehrfach darüber nachgedacht, was ein Volksverräter ist und weshalb man einer sei, wenn man beim Juden kauft.

Hier möchte ich nun von den einzelnen Geschäften berichten, natürlich nur soweit, wie ich es als Kind und später als Jugendlicher wahrgenommen und noch in Erinnerung behalten habe.

Mahler-Meyer, Damen- und Herrenkonfektion

Das Geschäft befand sich an der Georgstraße 54 und war ein gut geführtes Konfektionsgeschäft. Der Inhaber ist mir als seriöser Herr in Erinnerung. Er war ein wenig untersetzt, trug einen Schnurrbart und eine Halbbrille ohne Rahmen, über die er bei einer Beratung hinwegschaute. Weil diese Brillenart für mich eine Besonderheit war, kann ich mich noch gut daran erinnern. Ich glaube, Mutter kaufte dort vor allem Unterwäsche und dergleichen. Alle Artikel waren akkurat in Pappkästen verwahrt und in Regalen untergebracht. Als sie einmal Herrentaschentücher kaufte, wurden diese von Herrn Mahler-Meyer dezent vorgelegt, ohne dabei aufdringlich zu sein.

Daetz, Eisenwaren und Spielzeug

An der Ecke Georg- und Max-Dietrich-Straße führte Herr Daetz (Mutter sagte immer Da-ätz.) ein umfangreiches Geschäft, in dem er Eisenwaren, Handwerkszeug, Gartengeräte, aber auch einiges an Spielzeug feilbot. Das Geschäft hatte auch an der Max-Dietrich-Straße mehrere große Schaufenster. Die in einem Fenster aufgebaute Spielzeugeisenbahn hatte es mir besonders angetan. Mutter musste mich richtig davon wegziehen. Außerdem fiel mir eine kleine Schreibmaschine für Kinder auf. Das war ein Traum!

Von meinem Lehrer, Herrn Langner, hatte ich einmal den Auftrag, für 20 Pfennige einen neuen Rohrstock zu kaufen. Der alte war durch das andauernde Schlagen aufs Pult und auf die Hinterteile der Jungen völlig zersplittert. Die Verkäuferin amüsierte sich, als ich meinen Kaufwunsch vortrug, fragte nach Länge und Dicke und ob ich ihn auch schon einmal selbst gespürt hatte. Meine Mitschüler haben mir diesen Kauf sehr übel genommen!

Reformhaus

Ein oder zwei Häuser neben der Firma Daetz war ein Reformhaus. Wenn es zur Georgstraße ging, dann war damit auch ein Besuch dieses Geschäfts verbunden. Es wurde von zwei großgewachsenen Frauen mittleren Alters geführt. Eine von ihnen - oder sogar beide - hatte ihr Haar zu einem Zopf geflochten und diesen ähnlich einem Lorbeerkranz um den Kopf gelegt, oder sollte es vielleicht die Nachbildung eines Vogelnestes sein? Mir fiel dazu

das Märchen vom Rapunzel ein und ich machte mir Gedanken, wie lang die Haare wohl sein müssen, wenn man so eine Frisur damit machen konnte. Mindestens bis zum Fußboden, dachte ich. Wir kauften einen großen Pappkarton mit Flocken für Müsli, zu denen man heute wohl Corn-Flakes sagen würde.

Carl Becken

Dieses Fachgeschäft für Eisenwaren in der Georgstraße 34 wurde bereits 1908 gegründet. Schon meine Großeltern haben dort ihre Einkäufe getätigt. Es lag direkt an der Ecke zur Kolmarer Straße und hatte außerdem noch Lagerräume in der Kolmarer Straße. Zum Ladengeschäft ging es drei Stufen hoch. Gleich nach der Eingangstür auf der linken Seite stand ein langer Verkaufstresen für Eisenwaren. Auf der anderen Seite waren Verkaufsgondeln und -regale mit Haushaltswaren wie Gläser, Geschirr, Bestecke, Töpfe und Pfannen aufgestellt. Außerdem wurden Geschenkartikel aus dieser Produktpalette angeboten. Weiter hinten präsentierte man auch diverse Gartengeräte.

Den größten Eindruck machte auf mich immer wieder die große Schrankwand hinter dem Verkaufstresen mit den unzähligen Schubkästen. An jeder Blende war neben dem Rahmen für das Steckschild mit der Warenbezeichnung ein Muster angebracht.

Carl Becken *Wesermünde-G.,
Georgstr. 34 / Tel. 99*
Alles für den Garten • Alles für das Haus

Werbeannonce von 1937

Da gab es an Kleisenwaren eine riesige Auswahl, z. B. Nägel und Schrauben in den verschiedensten Ausführungen, Möbel- und Türschlösser, Magnetschnäpper und, und, und. Es war erstaunlich, wie die Verkäufer mit sicherem Griff die gewünschten Waren herbeizauberten. Fasziniert war ich von der auf Schienen an den Schubladenschränken entlang laufenden Leiter, mit der man auch die obersten Schubladen für weniger verlangte Waren problemlos erreichen konnte. Eine Federmechanik setzte die Leiter fest, sobald man mit einem Fuß auf eine Sprosse trat. Auch unter der mit Linoleum belegten Tresenplatte befanden sich viele kleine Schubladen. Die Sach- und Fachkenntnis der Verkäufer war beispielhaft und hat bei jedem Besuch beeindruckt. Trotz schneller Bedienung bildete sich in Stoßzeiten vor dem Ladentresen eine Menschentraube, so dass man schon mal etwas Geduld haben musste. Das Besondere war, dass man alles in einzelnen Stückzahlen kaufen konnte. Man war nicht wie heute in den Baumärkten auf teure Blisterpackungen angewiesen, die meistens ein Mehrfaches dessen enthalten, was man wirklich braucht. Man zahlte vielleicht dafür etwas mehr, hatte aber nichts herumliegen, was man nie wieder benötigt und letztendlich wegwirft.

Porzellan und Glas

Die Firmen Janssen und Petersen boten Porzellan und Glas an und ihre Geschäfte lagen kaum hundert Meter voneinander entfernt. Während Janssen überwiegend landläufige Gebrauchsware führte, gab es dagegen bei Petersen meistens hochwertigere Erzeugnisse. Zu Mutters Geburtstag im Mai führte mich der Weg zu Porzellan-Janssen,

um für sie eine Kleinigkeit für den Haushalt zu kaufen. So war es einmal eine Marmeladendose in der Form einer roten Erdbeere und dann auch ein bunter Milchtopf, der aber innen nicht glatt war, so dass er sich nicht richtig reinigen ließ. Bei anderen Anlässen erwarb ich niedliche Hummelfiguren, nämlich einen kleinen Geiger und einen feschen Trompeter, die heute noch in meinem Besitz sind.

Hermann Schwerdtfeger, Büromaterial

Der Firma Daetz gegenüber - nach Osten - befand sich an der Ecke Max-Dietrich-Straße die Firma Schwerdtfeger. Es war eine gut geführte Schreibwarenhandlung mit großer Auswahl auch an Büromaschinen. Es gab zum Beispiel Bleistifte nicht nur in Härte 2, sondern in allen Härtegraden. Besonders gefielen mir die Mont-Blanc-Füllfederhalter. Aber die waren für mich mit meinen 50 Pfennig Taschengeld in der Woche unerschwinglich. Bei Schwerdtfeger kauften wir auch unsere Schulbücher und das entsprechende Einschlagpapier. Zu Weihnachten hatte man einen von innen beleuchteten, aus Papier gefalteten Fröbelstern mit vielen Spitzen aufgehängt. Dabei habe ich mir überlegt, wie man so etwas machen kann. Nach dem Krieg an gleicher Stelle wieder aufgebaut, hat das Geschäft dort bis 1998 seinen Sitz gehabt. Der Betrieb ist dann zum Fischereihafen umgesiedelt.

Ahronheim, Spielwaren

Das Geschäft befand sich in der Georgstraße Nr. 4 gleich neben dem Plesse-Eck. Darüber kann ich nur eine kleine Geschichte berichten. Es muss in

der Vorweihnachtszeit gewesen sein. Ich war etwa sechs Jahre alt und meine Mutter war mit mir in die Georgstraße gegangen, um etwas einzukaufen, aber auch, um die Auslagen in den Schaufenstern zu begucken. Dabei kamen wir natürlich auch nach Ahronheim. Eines der Schaufenster hatte man mit Möbeln und vielen Kleinigkeiten für Puppenstuben und -häuser dekoriert. Dazu gehörten auch kleine Toilettenanlagen mit Spülkasten und Becken. Ich drückte meine Nase an der Schaufensterscheibe platt und war davon so hingerissen, dass ich mir einbildete, bei einer der Toiletten wäre die Wasserspülung gelaufen. Obgleich meine Mutter das natürlich sofort abstritt, war ich fest davon überzeugt und ließ mich auch nicht davon abbringen.

Arthur Jordan, Georgstraße 35

Jordan hatte ein Geschäft für Herrenbekleidung. Außerdem führte man Uniformen und alles, was dazu gehörte. Dort kaufte ich meine Uniform für's Jungvolk: Braunes Hemd mit entsprechenden Aufnähern, schwarzes Dreieckstuch mit Lederknöpfen für das Halstuch, eine schwarze, kurze Manchesterhose für den Sommer und eine dunkelblaue Skihose für die kalte Jahreszeit, sowie Lederkoppel mit Koppelschloss und eine blaue Skimütze. Zu Weihnachten bekam ich das dazugehörige Fahrtenmesser geschenkt. Darauf war ich sehr stolz, denn das besaßen bei weitem nicht alle Jungen. In die Messerscheide waren die Worte „Blut und Ehre“ eingraviert. Darunter konnte ich mir nichts vorstellen. Bei der Kapitulation 1945 musste ich es auf Anordnung meines Vaters in einen in der Nähe liegenden Bombentrichter werfen. Das ist mir sehr schwer gefallen.

Café Rehmann, Georgstraße 13

Das Café muss sich zwischen der Bismarck- und Kreuzstraße befunden haben. Wahrscheinlich ist es schon um die Jahrhundertwende gegründet worden, denn meine Mutter, die 1903 geboren wurde, hat schon davon erzählt. Als sie junges Mädchen war, 1917 nach ihrer Konfirmation, hat sie dort eine Tasse Kaffee getrunken. Sie wollte das auch einmal so machen, wie einige ihrer Schulkolleginnen, die damit prahlten. Der Preis dafür war 50 Pfennige, doch als sie zum Bezahlen ihre kleine Handtasche durchsuchte, hatte sie nur 49 Pfennige dabei. Der Ober hat gelächelt und ein Auge zuge-drückt. Es war ihr sehr peinlich und sie hat sich richtig geschämt. Das hat sie so berührt, dass sie mir die Geschichte später mehrmals erzählt hat. Unser Vater - es muss an einem Sonntag gewesen sein - hatte unsere Familie zum Kaffeetrinken nach Café Rehmann eingeladen. Er wollte sich wohl einmal spendabel zeigen. Das war für uns ein besonderes Ereignis, und soweit ich mich erinnern kann, ist es nur dies eine Mal geschehen. Mein Bruder



Café Rehmann, Bürgerverein Geestemünde

und ich durften einen Becher Kakao trinken und ein Stück Butterkuchen essen. Torte, auf die wir einen „Jieper“ hatten, war zu teuer. Ich erinnere mich noch, dass ein Stehgeiger mit Klavierbegleitung hübsche Melodien zur Unterhaltung der Gäste spielte.

Herr Rehmann ist mir als recht wohlbeleibt in Erinnerung geblieben. Deshalb hatten wir Kinder zum Lied: „Da oben auf dem Berge, da steht ein Karussell, für 5 Pfennig geht's langsam, für 10 Pfennig geht's schnell“ den Text gedichtet: „Da oben auf dem Berge, da ist was passiert, da ist Café Rehmann sein Bauch explodiert“.

Willers, Fahrräder und Spielzeug

Dies Geschäft war für alle Jungen ein absoluter Magnet. Ein schickes Fahrrad war schon damals der Traum eines jeden Jungen. Da wurde dann endlos über die Qualität der verschiedenen Marken diskutiert. Der eine schwärmte für „Brennabor“ und der andere hatte die Marke „Wanderer“ in sein Herz geschlossen. Man war zu der Zeit noch recht bescheiden und konnte sich lange über das Thema Fahrradklingeln und ihre verschiedenen Formen und Klangfarben unterhalten. Sturm klingeln - fachmännisch hießen sie Radläuferglocken -, die durch Antrieb am Reifen betätigt wurden, waren zwar meines Wissens nicht erlaubt, aber wenn jemand so ein Ding besaß, wurde er darum beneidet.

Der Höhepunkt war allerdings in der Vorweihnachtszeit die elektrische Spielzeugeisenbahn, die in einem Schaufenster aufgebaut war und dort ihre Bahnen zog. Auch wenn man sie nicht besaß,

löste allein das Anschauen durch die Fensterscheibe Glücksgefühle aus. Dabei beobachtete man mit Spannung, wie die Züge durch den Tunnel fuhren, an den Bahnübergängen die Schranken heruntergingen und die verschiedenen Signale aufleuchteten. Ich war dann im Geiste mein eigener Lokführer.

Ellenberg

In diesem Geschäft an der Georgstraße 28 wurden Hüte und Mützen zum Verkauf angeboten. Mein Bruder war während des Krieges in der Ausbildung bei der Luftwaffe. Als er einmal auf Urlaub kam, wollten ihm seine Eltern eine Freude machen und bestellten bei Ellenberg eine Schirmmütze. Das war ein edles Stück und sah in meinen Augen richtig schmuck aus. Doch junge Leute haben bei Kopfbedeckungen andere Vorstellungen als ihre fürsorglichen Eltern. Statt zu jubeln, brach er in ein schallendes Gelächter aus. „Damit sehe ich ja aus wie ein Kontrolleur bei der Straßenbahn!“ war seine Meinung dazu. „Wenn mich meine Kameraden damit sehen, lachen sie sich kaputt! Davon muss ich erst einmal eine richtige Mütze machen!“ Und damit entfernte er als erstes den Draht im Deckel und bog und zerrte sie dann, bis er sie in die für ihn richtige Form gequält hatte. Man kann sich vorstellen, wie enttäuscht die Eltern waren.

Korff Nachf.

Auch das war ein Geschäft für Hüte und Mützen. Bis etwa 1940 war es üblich, dass die Schüler der höheren Lehranstalten Schülermützen in unter-

schiedlichen Farben trugen. So gab es für die Sexta braune, für die Quinta grüne und für die Quarta blaue. Die Farben für die oberen Stufen sind mir nicht bekannt. Wer seine Abitur-Prüfung bestanden hatte, durfte sich ein buntes Band um die Mütze binden.

Gustav Keusche, Lederwaren

Das war ein gutes Fachgeschäft für alle möglichen Lederwaren, u.a. Handtaschen, Geldbörsen, Aktentaschen und natürlich alle Variationen von Reisekoffern und -taschen. Daneben gab es auch alles für den Schulbedarf. Zu der Zeit trugen alle Schüler und Schülerinnen Ledertornister. So bekam auch ich, als ich 1936 eingeschult wurde, einen zu Ostern geschenkt. Der war aus richtig dickem Rindsleder gefertigt und musste während der Schulzeit so manchen Stoß ertragen, z. B. bei „Tornisterweitwerfen“. Als das Tornistertragen später nicht mehr üblich war, hat mir ein Schuhmacher diesen zu einer Aktentasche mit Handgriff umgearbeitet.

Schuhhaus Staffeldt

Das Schuhhaus Staffeldt an der Georgstraße 41 befand sich gleich neben dem Kino Metropol. Die Inhaberin, Frau Staffeldt, und meine Mutter kannten sich von der Schulbank und so wurde erst einmal ausführlich geplaudert, so dass der Schuhkauf fast zur Nebensache wurde. Man führte hauptsächlich „Rheinsberger“- und „Salamander“-Schuhe. Von „Salamander“ gab es für Kinder ein kleines grünes Heft, in dem der schwarz-gelbe Lurgi, ein

vermenschlichter Salamander, märchenartige Geschichten erzählte. Das war bei mir heiß begehrt.

Das Kino „Metropol“

Das Kino war für uns Kinder ein besonderer Anziehungspunkt. Sonntags gab es um 15 Uhr häufig eine Kindervorstellung. Mein älterer Bruder und ich „dramsten“ Mutter so lange, bis sie für jeden von uns ein 50-Pfennigstück herausrückte. Dafür mussten wir aber vorher beim Geschirrabtrocknen helfen und die Küche ausfegen.

Vor Beginn der Vorstellung war der Eingang durch ein schweres Scherengitter abgesperrt. Eine große Traube von Kindern und Jugendlichen hatte sich schon angesammelt und wartete gespannt darauf, dass es zur Seite geschoben wurde. Wenn das geschah, drängelten und quetschten sich die Kinder, vor allem die größeren Jungen hindurch, und stürmten zur Kasse, um die besten Sitzplätze zu erwischen. Insbesondere wollten wir keinen sogenannten Rasiersitz. Das waren die ersten Reihen vor der Leinwand, bei denen man den Kopf wie beim Rasieren in den Nacken legen musste. Obendrein waren die Bilder dort stark verzerrt.

Nach „Fox-tönende-Wochenschau“ gab es den Hauptfilm. Ich erinnere mich noch schwach an den Titel: „Wir sind Kameraden auf See“, Die Hauptmelodie wurde mitgesungen. Dann wurde es so unruhig und laut, dass der Vorführer das Licht einschaltete und herunterrief: Wenn nicht sofort Ruhe herrscht, werde ich den Ton abstellen! Es war so voll, dass ich bei meinem Bruder auf dem Schoß gesessen habe. Vom Inhalt des Films habe

ich nichts verstanden. Ich kann mich nur an einige Segelschiffe erinnern, die mit geblähten Segeln vorbeirauschten.

Einmal gab es an einem Wochentag nachmittags einen Werbefilm von der Waschmittelfirma Henkel über Persil. Mein Onkel Ernst, der in unserem Haus ein Lebensmittelgeschäft führte, hatte uns die Eintrittskarten besorgt. Das war natürlich auch eine Besonderheit, dass wir „für umsonst“ ins Kino konnten. Es war zum Teil ein Zeichentrickfilm, in dem Holzlöffel lustige Gesichter hatten und mit umschlungenen Armen tanzten. Der Ofen hatte auch ein Gesicht und sang im tiefsten Bass durch die als Mund gemachte Ofenklappe: „Ata, Ata, du nur allein. Ata sollst proben. Ata sollst loben, Ata, Ata, dich nur allein“. Wir Kinder waren hellauf begeistert. Ata war ein viel gekauftes Scheuermittel. Ata in der vierkantigen Streudose fehlte damals in keinem Haushalt.

Als ich älter war, durfte ich schon mal allein ins Kino, sofern der Film für Jugendliche unter 16 Jahren zugelassen war. Das nahm man an der Kasse sehr genau. Während des Krieges wollten viele die Wochenschau, die meist Kriegsereignisse zeigte, nicht sehen und kamen erst zum Hauptfilm. Weil das sehr störte, hat man sie später nach dem Hauptfilm gezeigt.

Als Zuschauer kamen im Krieg fast nur Frauen ins Kino. Von den Männern kamen nur jene, die nicht im Kriegsdienst waren. Mitunter sah man einige Mariner. Viele Frauen trugen damals Hüte; das waren meist umgearbeitete Männerhüte. Aber einige setzten diese bei der Vorstellung nicht ab. Wenn man dann als kleiner Jugendlicher bat, die-

sen abzusetzen, weil man sonst nichts sehen konnte, geschah das meist mit einer bissigen Bemerkung.

Tengelmann

An der Ecke Grashoffstraße neben dem Kaufhaus Schocken hatte die Firma Tengelmann ein Ladengeschäft. Deren Hauptangebot war gerösteter Kaffee in verschiedenen Ausführungen, der an Ort und Stelle gemahlen wurde. Dazu bot man eine Menge Kleingebäck an, das in etwa 30 x 30 cm großen Blechbehältern mit Glasdeckel feilgeboten wurde. Darin lagen die köstlichsten Kekse, die mir das Wasser im Mund zusammenlaufen ließen. Mutter spendierte uns einmal eine kleine Tüte mit Röllchen, die von der Verkäuferin mit einer besonderen Zange einzeln aus dem Behälter genommen wurden. Wir haben sie anschließend genussvoll verspeist.

Als Fertigware bot man Packungen mit einem Mehlgemisch für sechs „Arme Ritter“ an. Das wollte Mutter einmal probieren und hat ein Paket gekauft. Bei der Zubereitung löschte die Pfanne nicht richtig und so war das Ergebnis leider nur eine klebrige Masse, aus der man keine armen Ritter erkennen konnte.

Kaufhaus Schocken (später Merkur)

Das Kaufhaus der Familie Schocken stand in südlicher Richtung neben Tengelmann an der Georgstraße 51. Es war durchgehend von der Georgstraße bis zum Neumarkt (heute Konrad-Adenauer-Platz) und bot eine große Palette verschiedener Waren an. Das Besondere waren für mich im Eingangsbereich



Kaufhaus Schocken, Stadtarchiv Bremerhaven



Kaufhaus Merkur, Stadtarchiv Bremerhaven

die Drehtüren und weil es über drei Stockwerke hoch war, der Personenaufzug. Der fuhr zwar langsam und rasselte tüchtig, aber lieber schlecht gefahren als gut gelaufen. Da die Spielzeugabteilung im dritten Stock war, habe ich ihn natürlich benutzt. Einmal kaufte ich mir für 50 Pfennige ein kleines Motorboot zum Aufziehen. Ich durfte es zu

Hause in der Waschschüssel fahren lassen. Nachdem ich es allerdings als U-Boot eingesetzt hatte, hat es kurz darauf seinen Geist aufgegeben.

Meine Mutter kaufte dort mehrfach Kurzwaren, wie Knöpfe, Nähgarn, Stricknadeln und dergleichen. Darin hatte man eine große Auswahl und war außerdem preiswert.

Nach der sogenannten Kristallnacht am 9. November 1938 bin ich am nächsten Nachmittag mit meiner Mutter hingegangen, um das Ausmaß der Zerstörungen mit eigenen Augen anzuschauen. Eine große Schaufensterscheibe zum Neumarkt war zerschlagen und ein Teil der Auslagen lagen auf dem Trottoir. Ein Mann in SA-Uniform stand davor und passte auf, dass nicht geplündert wurde oder sollte er demonstrieren: Für diese (Un)Tat waren wir zuständig!? Ein großer Wecker lag am Rinnstein. Er war ein Opfer der rücksichtslosen Gewalttätigkeit geworden. Mutter meinte beim Weitergehen, es sei schlimm, dass so etwas gemacht würde und das nur, weil die Geschäftsinhaber Juden sind.

Uhren-Götzke

Neben Schocken hatte diese Firma ihr Geschäft. Obgleich einer der Söhne mein Klassenkamerad war, habe ich es nie betreten.

I.G. Schmidt, Öfen und Herde

Daran anschließend betrieb die Firma I.G. Schmidt ein Handelsgeschäft mit Öfen und Herden. Es ging wie das Kaufhaus Schocken durch bis zum

Neumarkt. Ich weiß nur, dass es gegenüber den anderen Geschäften keinen einladenden Eindruck machte. Aber welcher Junge interessiert sich schon für solche Waren?

Pufferbude

Gegenüber von Porzellan Petersen, direkt an der Straßenbahnhaltestelle, stand auf dem Fußweg, der dort ziemlich breit war, eine Bude aus Holz, an der Kartoffelpuffer verkauft wurden. Ich glaube, dass man die ohne Abgabe von Fettmarken bekommen konnte. Das wurde von vielen Bürgern ausgenutzt. Ich erinnere mich, dass in der kalten Jahreszeit auch ein alkoholfreies Heißgetränk ausgeschenkt wurde.

Die Straßenbahn

Zur Georgstraße gehört natürlich auch die gute, alte Straßenbahn! Ältere Bürger fuhren statt mit der Straßenbahn mit der „Elektrischen“. Die Bezeichnung stammte noch aus der Zeit, als man 1907 die damalige Pferdebahn auf den Antrieb mit Akkumulatoren umgestellt hatte. Die Linie 2 wurde besonders von den älteren Bürgern auch „Die Rote“ genannt, im Gegensatz zur 3 „Die Grüne“. Die Farben hat man aus der Seefahrt von Backbord und Steuerbord entliehen. Die Ziffern standen recht groß in einem verglasten Kasten, der bei Dunkelheit beleuchtet war, oben auf den Wagen. Die „Rote“ fuhr von Lehe kommend nach der Geestebrücke rechts ab in die Borriesstraße, am Geestemünder Altmarkt - jetzt Berliner Platz - vorbei und dann

über die Kanalbrücke. Vom Hauptzollamt, an dem eine Haltestelle war, ging es weiter in die Straße An Quai, um dann nach rechts in die Georgstraße einzubiegen. Von dort fuhr sie durch die Grashoffstraße zum Hauptbahnhof und von dort aus zurück nach Lehe.

Die Haltestellen lagen verhältnismäßig dicht hintereinander. Mitunter waren es kaum 300 Meter. So war nach dem Hauptzollamt die nächste bereits in der Georgstraße vor der Einbiegung in die Grashoffstraße, um dann kaum zwei Ecken weiter an der Schillerstraße wieder zu halten.



Georgstraße 1930er, Archiv Bürgerverein Geestemünde

Man fuhr zu meiner Zeit grundsätzlich mit dem Triebwagen und einem Anhänger. Der Stromabnehmer war ein langer, federnder Arm aus Metall, der oben am Ende eine Rolle hatte, die am Fahrdraht entlang führte. 1942 hat man die Triebwagen auf Scherenstromabnehmer umgestellt, wie sie auch bei der Bahn verwendet werden. Das war

wahrscheinlich sicherer und an Kreuzungen problemlos.

Das Waggoninnere hatte bei den älteren Modellen zwei durchgehende Bankreihen aus glänzend lackiertem Kiefernholz, das mit blanken Messingschrauben befestigt war. Außerdem waren viele Stehplätze vorhanden. Zum Festhalten hingen für die Reisenden Schlaufen aus Leder von der Decke. Der Innenraum war durch im oberen Bereich verglaste Schiebetüren von den vorderen und hinteren Perons abgetrennt. Während der warmen Jahreszeit standen diese meistens offen. In diesen Türen befanden sich kleine Klappen aus Messing, durch die man vom Innenraum aus beim Schaffner den Fahrpreis entrichten konnte. Die Schaffner hatten ihren Stammplatz unmittelbar am hinteren Eingang des Wagens. Ein Emailleschild mit „Schaffnerplatz“ machte besonders darauf aufmerksam. Von seinem (Steh)Platz hatte er die ein- und aussteigenden Passagiere gut unter Kontrolle.

Er war nicht nur für das Kassieren zuständig, sondern musste auch das Zeichen zur Abfahrt an den Wagenführer geben. Wenn die Fahrgäste ein- bzw. ausgestiegen waren, zog er an einer Lederschnur, die eine Glocke betätigte. Das war für den Fahrer das Zeichen zur Abfahrt. Für das Einstellen der verschiedenen Geschwindigkeiten hatte dieser eine Handkurbel, die bei der Betätigung in den Einraststellen ratterte. Außerdem gab es natürlich eine Bremsvorrichtung. Bei einer Schnellbremsung konnte er durch ein Fußpedal zusätzlich Sand auf die Schienen streuen.

Jugendliche und auch jüngere Männer standen meistens auf dem Peron. Da konnte man während der Fahrt auch mal mit dem Schaffner schnackeln.

In der Mitte des Perons war ein etwa 40 mm dickes Messingrohr, an dem man sich besonders in Kurven festhalten konnte. Das Hinsetzen im Innenraum war für uns Jugendliche zu powelig (heute würde man es wohl uncool nennen); vor allem auch, weil man bei voller werdendem Waggon für ältere Fahrgäste hätte aufstehen müssen. Da blieb man lieber gleich stehen. Viele Fahrgäste, die regelmäßig mit der Straßenbahn fuhren, hatten ihren Stammplatz und versuchten auch, diesen, wenn es irgendwie ging, einzunehmen.

Das Personal trug blaue Uniformen und eine entsprechende Schirmmütze mit rotem Rand und einer Kokarde sowie einem Emblem vorne dran.

Außer dem Emailleschild für den Schaffnerplatz gab es noch einige andere: Nicht in den Wagen spucken! Das Fahrgeld ist abgezählt bereit zu halten! Beim Aussteigen: Linke Hand am linken Griff! (Man sollte also in Fahrtrichtung aussteigen) - Festhalten! Besonders in Kurven - Während der Fahrt nicht mit dem Fahrer sprechen oder eindringlicher: Die Unterhaltung mit dem Wagenführer ist verboten!

Die Schienen waren besonders an den geraden Strecken so ausgejackelt, dass man tüchtig hin und her geschaukelt und gerüttelt wurde. Das war besonders bei der Strecke der „Grünen“ so. Die in Holzrahmen befindlichen Werbeschilder klappten dann schön im Rhythmus an die Scheiben. Klapp, klapp, klapp...

Die Fahrpreise waren in den dreißiger und vierziger Jahren im Verhältnis zu heute unglaublich niedrig. Kinder bekamen einen roten Fahrschein und zahl-

ten 10 Pfennig, Erwachsene mit weißem Schein 20 Pfennig. Obgleich das sehr preiswert war und die Straßenbahn von vielen Bürgern genutzt wurde, ging eine ganze Menge auch bei weiten Entfernungen aus Sparsamkeit zu Fuß. Trotz der niedrigen Preise gab es auch damals schon Schwarzfahrer, die beim Auftauchen des „Kontos“ versuchten, diesem zu entweichen.

Die Fahrgeschwindigkeit war sehr unterschiedlich. Besonders in Kurven fuhr die Bahn recht langsam. Wir Jugendlichen lästerten dann mit dem Ausspruch: Das Blumenpflücken während der Fahrt ist verboten.

Jugendliche kommen ja mitunter auf geniale Ideen. So machte ich mir einmal das langsame Fahren zunutze. Während meiner Ausbildungszeit (ab 1.4.1946) hatte ich einmal in der Woche Berufs-schulunterricht. Der fand in einer Baracke auf dem Hof der Lessingschule in Lehe statt. Für die Hin- und Rückfahrt nutzte ich natürlich die Straßenbahn. Meine Aufgabe war unter anderem, regelmäßig die Kontoauszüge aus dem Schließfach der Städtischen Sparkasse in der Georgstraße zu holen. Damit ich anschließend nicht extra von der Firma, die sich an der Schiffdorfer Chaussee befand, mit dem Fahrrad hinfahren musste, hatte ich folgenden Plan: In der Kurve zur Georgstraße rausspringen, dann zur Sparkasse rennen und an der Haltestelle Ecke Grashoffstraße wieder einsteigen. Das müsste doch klappen! Ich steige also hinten in den Anhänger ein und stelle mich an die Tür vom Peron. Da kommt schon die Kurve zur Georgstraße, die Bahn fährt ganz langsam darauf zu, ich - linke Hand am linken Griff - springe ab, flitze zur gegenüber liegenden Straßenseite in den Eingang zur Spar-

kasse, fix das Schließfach aufgeschlossen, die Kontoauszüge herausgenommen, Fach wieder zu, die Beine unter die Arme genommen und im Sprint losgerannt zur Haltestelle. Der Schaffner will gerade abläuten, da habe ich es geschafft! Mit einem Sprung stehe ich wieder auf meinem alten Platz. Der Schaffner guckt ganz verdutzt, als er mich wiedererkennt. Ich bekomme eine tüchtige Ermahnung wegen des Abspringens und erwidere: Es sei schließlich kein Schild vorhanden, dass man das nicht machen darf! Das Manöver war zu der Zeit natürlich nur möglich, weil es fast keinen Autoverkehr gab. Heute ginge das auf keinen Fall.

Auch für sonstige „Undöög“ fand sich immer mal Gelegenheit. Wir Jungen machten uns einen Spaß daraus, das eine oder andere kupferne Pfennigstück kurz bevor die Bahn angerollt kam, auf die Schienen zu legen. Wenn die Räder dann darüber weg gerumpelt waren, waren sie mehr als doppelt so groß und entsprechend platt geworden. Wir mussten dann schnell Reißaus nehmen, weil der Schaffner tüchtig schimpfte.

Franz Gördel

Das war ein großes Fachgeschäft für Damen-Oberbekleidung und Bijouteriewaren. Das soll von der Georgstraße bis zur Ulmenstraße durchgängig gewesen sein. Es befand sich etwa gegenüber der Städtischen Sparkasse.

Eine Bekannte berichtete mir, dass sie als Sechsjährige mit ihrer Mutter einmal das Geschäft besucht hat. Dabei entdeckte sie eine besonders hübsche Brosche. Es war ein Silberschmuck in Form einer Spinne. Weil ihr das Stück so gut gefiel, hat es ihre

Mutter für sie gekauft. Darüber war sie sehr erfreut und hat das gute Stück zu Hause sofort ganz stolz ihrem Vater gezeigt. Und was hat der dazu gesagt? Nur einfach: Kitsch! Darüber war sie ganz traurig und hat es ihm bis heute nicht verziehen.

Städtische Sparkasse, Georgstraße 19-21

In dem mächtigen, markanten, aus rotem Sandstein errichteten Gebäude befand sich bis 1916 die Norddeutsche Handelsbank AG. 1917 übernahm es die Städtische Sparkasse Wesermünde. Es flöbte einen schon von außen eine gewisse Ehrfurcht ein.



Städtische Sparkasse in der Georgstraße, ca. 1950,
Archiv Bürgerverein Geestemünde

Meinen ersten Kontakt mit der Städtischen Sparkasse hatte ich 1936, als ich zu meinem Geburtstag am 09. Dezember von meinen Eltern ein Sparbuch als Geschenk erhielt. Sie hatten als erste Einzah-

lungen die Zinsen aus anderen Sparbüchern übertragen lassen. Ich war ganz stolz, nun Besitzer eines Sparbuches zu sein und wenn ich bei irgendwelchen Gelegenheiten Geld bekam, so habe ich es darauf prompt eingezahlt. So zum Beispiel als ich meine schlachtreifen Kaninchen verkauft habe - ich hätte sie nicht essen können - und besonders zu meiner Konfirmation im März 1943, als es außer Büchern kaum etwas anderes zu verschenken gab als Geld.

Einen großen Eindruck machte es auf mich, wenn ich dann die in meinen Augen gewaltige Schalterhalle betrat. Sie war mit einer umlaufenden u-förmigen Tresenanlage begrenzt. In der Mitte befand sich eine Bankreihe für die wartenden Kunden. Gut gekleidetes Personal - die Herren in Anzügen, die Damen zumeist in Kleidern - verrichteten den Schalterdienst. Für die Buchungen im Sparbuch gab es schon zu der Zeit eine große, mechanisch arbeitende Buchungsmaschine, die mich sehr beeindruckte. Vor allem, wenn sie laut ratternd die Buchungen durchführte. Trotzdem hat es mich überrascht, dass sie sich bei mir bei einer Einzahlung um einen Pfennig verrechnet hat. Das löste eine ziemliche Aufregung aus und wurde im Buch

Norddeutsche Handelsbank
Aktiengesellschaft
GEESTEMÜNDE
Zentrale: Georgstr. 19/21
Nebenstelle: Fischereilafen, Halle III.
Zweigniederlassungen:
**Hoya a. d. W., Lehe, Nienburg,
Soltau, Uelzen, Verden.**

Annahme von Depositengeldern (Spar-
einlagen).
Eröffnung von laufenden Rechnungen und
provisionsfreien Scheck-Konten.
Gewährung von Darlehen gegen Unterpfand.
An- und Verkauf von Wertpapieren.
Annahme von Wertpapieren und Doku-
menten zur Aufbewahrung und Ver-
waltung.
Annahme von geschlossenen Behältnissen
zur Aufbewahrung.
Vermietung von Tresorfächern von Mk. 2 an
in unserem neuen feuer- und einbruch-
sicheren Tresor.
Ausstellung von Schecks, Wechseln und
Kreditbriefen auf das In- und Ausland.
Diskontierung und Einziehung von Wech-
seln, Schecks, Dokumenten usw. usw.
Postescheck-Konto Nr. 683.
Reichsbank Giro-Konto.

Werbeannonce 1911

nach einigen Diskussionen schließlich handschriftlich verbessert. Das Buch war bis zur Währungsreform am 10. Juni 1948 gültig und ist noch heute in meinem Besitz. Interessant sind die damaligen hohen Zinssätze, die schon auf normale Spareinlagen gewährt wurden.

Mein Vater Hermann Ehlers hat dort zur Gründung seiner Holzhandlung bereits am 16. Januar 1929 ein Geschäftskonto eröffnet. Unter der Kontonummer 951 zählte er damit zu den ersten Geschäftskunden. Dieses Konto besteht noch heute, allerdings mit den Vorzahlen 4000.

Das Gebäude ist meines Wissens durch den Luftangriff nur in Teilbereichen beschädigt worden. Die Städtische Sparkasse hat noch lange Zeit dort ihre Geschäfte betrieben, bevor sie in die Grashoffstraße umgesiedelt ist. Heute befindet sich in den Räumen ein Speiselokal.

Martha Sieben

Es war ein kleines Geschäft für Damenmoden und -Wäsche, das von einer stattlichen Dame geführt wurde. Zu ihrem Verkaufsprogramm zählte neben Pullovern und Blusen vor allem Wäsche.

Das interessierte mich als Jungen natürlich überhaupt nicht. Für mich war das Geläut an der Eingangstür der Hauptanziehungspunkt, so dass ich meine Mutter bat, bei unserem Einkaufsbummel auch zu Frau Sieben zu gehen.

Da hingen über der Ladentür fünf bewegliche Kugeln aus Metall, die beim Öffnen und Schlie-

ßen darunterliegende Metallplatten zum Klingen brachten. Das ging dann: Ding-ding-ding-dong. Während Mutter im Verkaufsgespräch vertieft war, versuchte ich das Geheimnis der Funktion zu ergründen und bewegte die Tür, so dass es immer wieder läutete, bis, ja bis mein Tun energisch getadelt wurde. Mütter können sich eben nur schwer in den Wissensdrang von Jungen hineindenken. Damit war mein Interesse an Frau Sieben abrupt beendet.

Darüber hinaus gab es zu beiden Seiten der Georgstraße eine ganze Menge anderer Geschäfte, die mir aber nur dem Namen nach in Erinnerung geblieben sind. Das waren u. a. mit den geraden Hausnummern die Firmen Spirituosen und Likörfabrik Plesse (Georgstr. 2), Henry Liepmann, Gaststätte Gideon, ADCA-Bank (Beide Ecke Theestraße), Wäsche-Bösch, Franz Gördel, Betten-Töbelmann, Kaufhaus A. Cohn, Uhrengeschäft Robert Stute und auf der anderen Seite an der Ecke Bismarckstraße Eis-Becker, „Der Bastler“, Drogerie und Parfümerie Krömer und das Delikatessengeschäft-von See; sowie Drogerie Rogge und Bäckerei Strohmeyer. Weiter zum Süden gab es nochmals Eis-Becker, die Gaststätte Niedersachsenhof, dann Ofengeschäft Fallenstein und Warengroßhandlung Brandmahl, die noch nach dem Krieg ihre Waren mit Kutscher und Pferd und Wagen auslieferten.

Es gibt nur wenige Firmen, die heute unter der gleichen Bezeichnung im selben Gebäude ihren Sitz haben. Einige Geschäfte haben inzwischen schon mehrfach den Besitzer gewechselt.

aufgestellt im Januar 2010

Erinnerungen an die Georgstraße

Der Autor will versuchen, seine Erinnerungen von der Georgstraße zu Papier zu bringen. Dabei beginnt er im Norden der Georgstraße, teilweise werden die vorangegangenen Ausführungen von Herbert Ehlers ergänzt.

Plesseeck

An der westlichen Seite der Georgstraße befand sich ein keilförmiges Grundstück, das durch den Verlauf der Parallelstraße (heute Ulmenstraße) begrenzt wurde. Es gehörte zu der Spirituosenfabrik Plesse, die sich in Wulsdorf in der Weserstraße befand und hauptsächlich Liköre herstellte. Im Erdgeschoss befand sich ein Laden, der von Gerhard



Von links Spielwaren Ahronheim, Plesse, um 1900, Archiv Meenzen

Loop geführt wurde und der die Erzeugnisse der Firma Plesse verkaufte. Er war mit meinen Eltern befreundet und wurde von mir „Onkel Gerhard“ genannt. Meine Mutter schickte mich oft dorthin, um eine Flasche Apfelmost zu kaufen. Er hatte eine elegante Art, seine Ware anzupreisen, hob die Flasche hoch, um das Etikett zu präsentieren, legte sie auf den Tresen und rollte sie geschickt in Einkaufspapier und überreichte sie mir, als hätte ich eine wertvolle Flasche Sekt gekauft.

Herr Plesse war übrigens ein Meister im Herstellen von Likören. Er hatte einen so genannten „Klosterlikör“ in seinem Angebot, der im Geschmack einem Cointreau nicht nachstehen sollte.

An der Spitze des Hauses befand sich eine Filiale des Buchhändlers Memminger, die von Fräulein Mügge geführt wurde. Hier kaufte ich meine Jugendbücher, meistens von Schneider-Verlag, der nach dem Krieg wegen seiner Tendenzen sehr angefeindet wurde. Mir ist der für mich angenehme Geruch nach Büchern noch heute in Erinnerung.

Das Plesseeck wurde nach dem Kriege wieder aufgebaut und hat heute noch seinen Namen. Im Erdgeschoss wurde der Spirituosenladen wieder eingerichtet, diesmal wurde er von den Söhnen des Herrn Loop geführt, und im Obergeschoss entstand ein Café, in dem an Wochenenden getanzt wurde.

Eis-Becker

Dem Plesseeck nördlich gegenüber stand ein kleines Haus aus roten Ziegelsteinen, das der Reichsbahn gehörte. An dieser Stelle überquerten die Eisenbahnschienen die Straße Am Quai. Die Güterzüge passierten mehrmals am Tage die Straße und brachten Kohle zu dem Gaswerk an der Elbestraße und kehrten abends mit Koks beladen zurück. Beim Überqueren der Straße kam ein Eisenbahner aus dem Haus und sperrte die Straße mittels einer roten Fahne, die er in der Hand schwenkte, ab.

Die Bahnlinie führte vom Gaswerk aus noch weiter über die Geesthelle zur Rickmerswerft, die auch durch Güterzüge mit Material versorgt wurde.

Das Gebäude beinhaltete außerdem noch eine öffentliche Toilette, eine Telefonzelle und einen Kiosk, der von der Familie Becker geführt wurde. Hier gab es im Sommer das beste Eis in Geestemünde, und wenn im Mai die Saison eröffnet wurde, sprach sich das unter uns Kindern schnell herum. Mittags trafen sich dort die Schüler des Realgymnasiums mit den Schülerinnen der höheren Töchterschule aus der Straße „Am Rathaus“, heute Klußmannstraße, zum Eisessen und Poussieren. Die Spitzwaffel mit einer Kugel kostete 5 Pfennig, die Becherwaffel mit 2 Kugeln 10 Pfennig.

Lohrengel und Hesse

Im nördlichen Teil der Ostseite der Georgstraße befand sich das Eisenwarengeschäft der Firma Lohrengel und Hesse. Im Gegensatz zur Fa. Becken, deren Kundschaft hauptsächlich aus Privatkunden

bestand, kauften hier vorwiegend die Handwerker ihren Bedarf ein. Das Hauptgeschäft bestand aus Tür- und Fensterbeschlägen und Kleineisenmaterial, aber auch Herde und Öfen wurden angeboten. Der Laden war dunkel und hatte einen langen Tresen, hinter dem der Geschäftsführer Herr Wittschen die Ware anbot. Mein Vater kaufte hier für seine Tischlerei sein gesamtes Material ein, und ich begleitete ihn oft bei seinen Einkäufen. Nach der Ausbombung bestand das Geschäft noch lange im ehemaligen Lager in der Paschstraße.

Photo Müller

An der Westseite der Georgstraße zwischen den Geschäften von Ahronheim und Plesse lag das Photogeschäft Müller, ein Spezialgeschäft für Photokameras, Filme und Photoarbeiten. Mein größter Wunsch als Kind war, so lange ich denken konnte, eine eigene Kamera zu besitzen. Ich stand oft vor dem Schaufenster und betrachtete die ausgestellten Leicas, Contax und andere Kameras, deren Erwerb für mich unerschwinglich war. Zu Beginn des Krieges 1939 tauchten aufgrund der Kriegsbeschäftigung in der Nordwestdeutschen Zeitung sogenannte Tauschanzeigen auf. Durch Zufall las ich eine Anzeige mit dem Inhalt: „Suche Rollschuhe, biete Foto“. Als Adresse war der Sedanplatz angegeben. Ich putzte also meine Rollschuhe, die ich schon lange nicht mehr benutzte und zog damit zu der angegebenen Adresse. Meine Rollschuhe fanden Anklang bei dem Tauschwilligen, und ich hielt eine 6 x 9 Box „Kodak Brownie“, unbenutzt mit Film in Originalverpackung. Ich war hocherfreut und machte unter dem Weihnachtsbaum meine ersten Fotos mit dem „Seuthelin-Blitzlicht-

pulver“ am Besenstiel. Die Filme entwickelte ich im Luftschutzkeller bei Rotlicht in einer Seifenschale, nachdem ich mir die entsprechenden Chemikalien bei Photo-Müller gekauft hatte. Nun wanderte mein Taschengeld dorthin, und ich erinnere mich an die Atmosphäre und an den Geruch im Laden nach Chemie und Technik, den ich als sehr angenehm und geheimnisvoll empfand. Ich kaufte dort regelmäßig die monatlich erscheinenden „Agfa Photoblätter“ und Broschüren aus der Reihe „Der Photorat“ vom Knappverlag Halle an der Saale für 75 Pfennig, die wertvolle Tipps und Anregungen zu verschiedenen Photothemen enthielten. Leider gingen diese beim Luftangriff verloren, aber ich konnte sie kürzlich antiquarisch im Internet wieder erwerben, sogar Jahrgangsweise in Buchform gebunden.

Die Box hat mich jahrelang in meiner Kindheit und Jugendzeit begleitet und steht heute noch in meiner Kamerasammlung. Sie begleitete mich bei der Kinderlandverschickung und überlebte zusammen mit meinem Negativarchiv die Brandnacht vom 18. September 1944 im Luftschutzkeller. Durch Möglichkeit der digitalen Bildbearbeitung heute mit dem Computer kann ich die Fotos in einer vorher nicht erzielbaren Qualität ausdrucken und ich besitze damit unwiederbringliche Aufnahmen aus alten Zeiten.

Das Metropol

An der Einmündung der Buchtstraße in die Georgstraße befand sich an der Nordostecke das Gebäude des Filmtheaters Metropol. Im Erdgeschoss befand sich im Eckladen eine Niederlassung der Nord-

westdeutschen Zeitung. Nachmittags um 15.00 Uhr wurde dort die Zeitung angeliefert und es versammelten sich die Zeitungsboten zum Empfang und zur Austragung. Im 1. Obergeschoss lag die Gastwirtschaft Dammann mit Eingang von der Buchtstraße her.

Zur Georgstraße hin befand sich der Eingang zum Kinosaal, der tagsüber mit einer Gittertür verschlossen war. Neben dem Eingang befanden sich verglaste Schaukästen mit Fotos von den aktuellen Filmen, und über dem Eingang spannte sich ein großes Transparent mit Werbung für den aktuellen



Georgstraße, Kino Metropol, 1935, Archiv Meenzen

Film. Zur Nachmittagsvorstellung wurde das Gitter des Einganges von Herrn Adomeit geöffnet. Herr Adomeit war von Beruf Musiker, erteilte Klavierunterricht und stand nebenbei hinter der Kasse und riss die gekauften Einlasskarten ab. Es gab jugendfreie Filme und Filme, die ab 14 beziehungsweise 18 Jahren erlaubt waren. Herr Adomeit achtete streng darauf, dass diese Vorschriften eingehalten wurden.

Der Besitzer des Kinos war ein Herr Adami, der noch ein zweites Kino, das Atrium, in der Straße An der Mühle betrieb. Es gab nur eine Rolle mit Aufnahmen der Wochenschau, die im Wechsel zwischen beiden Kinos hin- und hergetragen wurde. Für den Transport hatte er Jugendliche angestellt, die um ihren Job von uns Kindern sehr beneidet wurden, da sie sich alle Filme umsonst anschauen konnten.

Sonntags nachmittags um 15.00 Uhr gab es eine Jugendvorstellung, in der Mickymausfilme oder ähnliches liefen. Die Eintrittsgebühr betrug 30 Pfennig, und es versammelte sich schon lange vorher eine große Menge Kinder vor dem Eingang.

Der Kinosaal befand sich entlang der Buchtstraße, und dort waren auch die zwei Ausgänge und die Toilettenfenster. Die Kinder, die das Geld für den Eintritt nicht besaßen, versuchten, durch diese Fenster in den Saal zu klettern, was ihnen auch oft gelang.

Über den Ausgangstüren waren Lautsprecher angebracht, über die die Musik aus dem Kinosaal übertragen wurde, bevor der Film begann. Unser Haus in der Buchtstraße lag dem Kinosaal direkt gegenüber, und an warmen Sommerabenden, wenn wir noch auf unserem Hof spielen durften, tanzten wir zur Musik. Diese Abende sind mir noch in guter Erinnerung.

Hirschapotheke

An der Südwestecke der Georgstraße/Grabenstraße (heute Ramsauer Straße) befand sich die



Hirschapotheke, Archiv Hergesell

Hirschapotheke von Herrn Gerlach. Hier kauften meine Eltern und mein Großvater, der mit Herrn Gerlach befreundet war, Medikamente und Verbandstoffe ein. Ich erinnere mich besonders an ein Medikament namens „Panflavin“. Das waren Tabletten, die ich bei Halsschmerzen schlucken musste, was mir nicht schwer fiel, weil sie nach Schokolade schmeckten.

In einem gewissen Alter beschäftigte ich mich mit chemischen Experimenten und benötigte hierfür

Chemikalien, die normalerweise nicht an Kinder verkauft werden durften. Ich kaufte zum Beispiel Kalium Chlorat. Es wurde gefragt: Wofür brauchst du das? Zum Gurgeln war meine Antwort. Oder ich brauchte Salmiak/Ammoniak vorgeblich für unsere Klingelelemente usw.

Einmal kam auch die Zeit der Entwicklungsperiode, wo man rauchen wollte. Bei uns zu Hause wurde nicht geraucht, also war dort nichts zu besorgen. Eine Zeit lang versuchten wir es im Freundeskreis mit Kamillentee in der Tonpfeife, die oft den „Wundertüten“, die man für 10 Pfennig kaufen konnte, beigefügt waren. Meine Freunde stichelten: „Dein Opa kennt doch den Apotheker gut, versuch doch mal, Asthmazigaretten zu kaufen!“ Ich ließ mich überreden und ging in die Apotheke und verlangte diese. Herrn Gerlach war das wohl nicht ganz geheuer und er fragte mich, wofür ich sie haben wollte. Ich antwortete in meiner Naivität: „Ach, ich bin so erkältet.“ Daraufhin jagte er mich aus dem Laden.

Bei dem großen Angriff auf Bremerhaven brannte auch die Apotheke aus, jedoch blieben die Grundmauern erhalten. So steht sie auch heute noch fast unverändert da. Beim Wiederaufbau nach dem Kriege bekam mein Vater für seine Tischlerei den Auftrag für die Anfertigung der Haus- und Ladeneingangstür. Ich war inzwischen Lehrling im väterlichen Betrieb und musste diese Türen anfertigen. Es waren meine ersten Außentüren, die ich anfertigte, aus Eichenholz mit Kreuzsprossen und Segmentbögen und damit eine schwierige Aufgabe. Sie haben lange gehalten und wurden irgendwann durch Aluminiumtüren ersetzt.

Nachtrag zu Daetz

Zu den Erinnerungen von Herbert Ehlers möchte ich noch hinzufügen, dass bei der Dekoration der elektrischen Eisenbahn im Schaufenster an der Max-Diedrich-Straße zeitweise an den Fensterrahmen Klingelknöpfe angebracht waren. Wenn man diese drückte, leuchteten im Dunkeln die Lampen an den Gleisen auf. Zu Beginn des Krieges wechselte die Dekoration von der Eisenbahn zu den so genannten Wikingmodellen. Diese waren aus Zinn gegossen und standen auf einem imitierten Meer aus Pappmaschee. Hier waren sämtliche Kriegsschiffsmodelle zu finden, die es zu der Zeit gab. Darüber schwebten Flugzeugmodelle von der Me 109 bis zur JU 88 an Seidenfäden. Sie waren sehr natur- und farbgetreu aus Bakelit gefertigt, mit dem Hoheitszeichen am Heck und einer Zelluloidscheibe als Propeller.

Für mich als Bastler waren noch die Baupläne für Segelflugmodelle der Firma Graubele interessant. Es gab sie in verschiedenen Schwierigkeitsgraden vom Hanggleiter Graubele 1 bis zum Modell mit 1,20 m Spannweite.

Zu Beginn des Krieges, als die Lebensmittelrationierung eingeführt wurde, war ein Schaufenster in der Georgstraße mit Dekorationsmaterial aus Pappe in Form und Farbe von Lebensmitteln dekoriert, die sehr echt aussahen. Vom Schinken hin bis zur Leberwurst war alles vorhanden, darüber hing ein großes Schild mit der Aufschrift „Es geht alles vorüber...“ Nach einigen Tagen wurde die Dekoration auf Anordnung der Kreisleitung hin wieder entfernt.

Knoblauch, Georgstraße 43

Neben dem Kino Metropol lag das Haus von Uhrmacher und Optiker Knoblauch mit einer wunderschönen Fassade. Der Hauseingang lag in der Mitte des Hauses, links und rechts daneben die Schaufenster. Die Knoblauchs waren alte Leute und hatten sich schon zur Ruhe gesetzt. Sie bewohnten das 1. Obergeschoss, das einen Erker besaß. Von hieraus konnte man die gesamte Georgstraße übersehen, zusätzlich waren noch Spiegel – so genannte Spione – angebracht und die beiden Senioren saßen dort den ganzen Tag und beobachteten das Geschehen auf der Straße.

Das Geschäft im Erdgeschoss wurde von dem Schwiegersohn Franz Kelch geleitet. Es gab auch eine Tochter meines Alters, Oda Kelch, mit der ich oft gespielt habe. Die Familie Kelch besaß schon früh in den dreißiger Jahren ein Radiogerät, das mittels eines angeschlossenen Autoakkus betrieben wurde. Darum habe ich sie sehr beneidet, denn bei uns zu Hause gab es zu der Zeit nur ein Grammophon.

Im Erdgeschoss war noch ein kleiner Laden abgeteilt, wo ein Herr Hübner einen Friseursalon betrieb. Dorthin musste ich zum Haarschneiden gehen. Neben mir saßen in den Stühlen, die mit einem Pedal hoch- und niedergefahren wurden, ältere Herren, die eingeseift und dann mit einem langen Messer rasiert wurden. An den Wänden hingen Werbeplakate für Dr. Dralles Birkenwasser und Fromm's. Es war mir immer sehr unangenehm, wenn mir der Nacken ausgeschnitten wurde, denn ich war sehr kitzelig.

Auf dem Hof des Hauses stand das Gebäude der „Weserdruckerei Lüdecke & Grassé“, bei der mein Vater seine Geschäftspapiere drucken lies.

Kaufhaus Schocken / Merkur

Das Haus der Familie Schocken, später Merkur, grenzte in der Neumarktstraße direkt an das Wohnhaus meiner Eltern in der Buchtstraße 8 bis 10 und war mir von Kind an wohlbekannt. Ich schaute oft aus unserem Wohnzimmerfenster in der Neumarktstraße und beobachtete die Pferdefuhrwerke, die dort ihre Ware anlieferten. Besonders gefielen mir die Wagen vom Gemüsegroßhändler Vehmeier wegen der Pferde. Die Plattwagen waren immer zweispännig und wurden paarweise jeweils von 2 Apfelschimmeln oder Rappen gezogen. Als ich größer war, ging ich schon mal hinunter und gab ihnen ein Stück Zucker und streichelte sie. Meine Eltern kauften als selbstständige Geschäftsleute im Einzelhandel und nicht in Warenhäusern ein. Die Einzelhändler waren ja auch Kunden meiner Eltern und erwarteten von ihnen dasselbe. So ergaben sich Kuriositäten: Fleisch wurde beim Schlachter Müller in der Buchtstraße, Leberwurst beim Schlachter Seltmann in der Johannesstraße, gekochter Schinken beim Schlachter Tostmann in der Friedrichstraße und Rotwurst beim Schlachter Gärtner in der Georgstraße gekauft. Das gleiche galt für den Broteinkauf: Vollkornbrot beim Bäcker Gers in der Rosenstraße, Brötchen lieferte der Bäcker Schrader aus der Paschstraße, und auch bei den Bäckern Bullwinkel in der Schillerstraße und Eden in der Nelkenstraße wurde eingekauft. In das Geschäft von Schocken kam ich nur mal in Begleitung meiner Spielkameraden aus dem Pasch-

viertel, wenn sie hierher zum Einkaufen geschickt wurden. Es war für mich interessant, durch den Laden zu bummeln und die große Auswahl an Waren zu betrachten. Später, während des Krieges, ging ich öfter mal in die Schallplattenabteilung des Kaufhauses, das nun unter dem Namen Merkur firmierte und später dem Hortenkonzern einverleibt wurde. Hier konnte man Schallplatten mit den neuesten Soldatenliedern erwerben, wenn man eine alte Schellackplatte dafür abgab. Außerdem konnte man zeitweise Batterien für die Taschenlampen erwerben, die es sonst nirgendwo mehr gab. Eine schreckliche Erinnerung für mich ist das Geschehen in der so genannten „Kristallnacht“ am 9. November 1938. Mein Schlafzimmer lag zur Neumarktstraße hin und ich wurde durch das Scheppern von Glas geweckt. Ich machte das Licht aus und schob das Verdunklungsrollo ein Stück hoch, um hinauszuschauen und sah im Schein der gegenüberliegenden Gaslaterne Gestalten auf der Straße hin- und herlaufen und es war ein großer Lärm dort unten. Als ich am nächsten Morgen zur Schule ging, kam ich auf meinem Wege in der Neumarktstraße an den Schaufenstern vorbei und sah die zersplitterten Scheiben und das Chaos im Inneren des Geschäftes. Vor den Fenstern stand ein Mann in SA-Uniform als Wache gegen Plünderungen. Nachmittags fuhr ein Lastwagen der NSV vor und die Lebensmittel wurden aus dem Laden getragen und aufgeladen. Ich habe als Kind nicht begriffen, was in der Nacht vorgegangen ist.

Radio Wappler

Rechts neben dem Kaufhaus der Familie Schocken stand das Haus von Radio Wappler. Hier kaufte ich

Klingeldraht und kleine Schalter für meine elektrischen Basteleien, später meine Schallplatten. Mit dem Sohn der Familie, Hans-Georg, habe ich des Öfteren gespielt. Das Haus wurde auch total zerstört, aber nach dem Krieg an gleicher Stelle wieder aufgebaut.

Musikhaus Birnbaum

Im anschließenden Haus weiter nach Süden befanden sich zwei kleine Läden. Das Ehepaar Birnbaum handelte mit Musikinstrumenten und Herr Birnbaum kam ab und zu zum Klavierstimmen in unser Haus. Wir kauften bei ihm auch unser erstes Radio und er verlegte für den Anschluss die Antenne auf dem Dach, in dem er eine Kupferlitze von Schornstein zu Schornstein spannte. Nach dem Kriege betrieb Frau Birnbaum das Geschäft in der Hafensstraße im Pavillon über der Aue.

Im rechten Teil des Hauses betrieb Frau Rook ein Spezialgeschäft für Schokolade. Sie führte nur Markenware, und ihre gefüllten Reliefpralinen sind mir in guter Erinnerung.

I.G. Schmidt

Zu Herbert Ehlers Ausführungen möchte ich noch ergänzen, dass mir die Lieferwagen in besonderer Erinnerung sind. Es waren Lastwagen mit besonderen Aufbauten für den Transport von Baustahl, da sich die Bauweise aus Beton durchgesetzt hatte. Die Wagen hatten eine auffällige Lackierung in einer Art „Mimikri“, die an den Anstrich von Kriegsschiffen erinnerte, nur das es grelle Farben waren.

Die Wagen standen immer in der Neumarktstraße vor dem Lagerplatz.

Franzke

An der Westseite zwischen der Max-Diedrich-Straße und Einswarder Straße befand sich das Fahrradhaus Franzke. Im Gegensatz zu dem „Bastler“ im Norden der Georgstraße führte Herr Sarah nur Markenräder in seinem Sortiment.

Mit acht Jahren bekam ich mein erstes Fahrrad zum Geburtstag. Es war ein Knabenfahrrad, das heißt eine Zwischengröße vom Kinderfahrrad zum Herrenfahrrad und hatte die Marke „Rufra“. Radfahren lernte ich im Fischereihafen in der Halle X. Mein Vater hatte sich diesen Platz ausgesucht, da dort Sonntagmorgens kein Betrieb war und da der Betonboden sehr eben war. Mein Vater schob mich an und ich drehte meine Runden. Das Auf- und Absteigen war mein größtes Problem, aber bald konnte ich auch dieses. Nun besaß die ganze Familie Fahrräder, und unsere Sonntagsausflüge gingen über die Schiffdorfer Chaussee nach Hosermühlen. Der Sonntagskuchen wurde in einem so genannten „Stadtkoffer“ auf dem Gepäckhalter verstaut. In Hosermühlen hatte Herr von Hollen einen „Sommergarten“ und er servierte in weißer Jacke den Kaffee und für mich eine „Orangeade“. Nach dem Kaffee spannten meine Eltern die mitgebrachten Hängematten im Sommergarten zwischen den Bäumen auf und ruhten dort. Meine Schwester und ich spielten im Garten und an einem kleinen Bach in der Nähe.

Drogerie Petrasch

An der südöstlichen Ecke der Georg- und Max-Diedrich-Straße befand sich die Drogerie Petrasch, die auch Sämereien führte. Mein Großvater besaß einen Schrebergarten in der Hartwigstraße und kaufte seine Sämereien bei Petrasch. Da er ein guter Kunde war, bekam er am Anfang des Krieges noch ab und zu einen Rollfilm für meine Kodak-Box. Filme waren zu der Zeit schwer zu bekommen, weil sie kriegswichtiges Material darstellten.

Kugel-Bake

Im Nachbarhaus von Petrasch befand sich im links gelegenen Laden die Fa. Kugel-Bake. Herr Bake handelte mit Berufsbekleidung, vorwiegend für die Werften und den Fischereihafen. Als Blitzlicht taucht bei mir die Erinnerung auf, dass Herr Bake mit seinem roten Bart oft vor der Ladentür stand, den Verkehr beobachtend oder im Gespräch mit Passanten war. Sein Angestellter war ein Herr Becker, den ich als kleinen, schüchternen Mann in Erinnerung habe. Er war nach dem Kriege als Kirchendiener an der Christuskirche tätig.

Uhren-Stute

Im rechten Laden des vorgenannten Hauses hatte Robert Stute ein Uhrenfachgeschäft mit Werkstatt zum Hof hin. Seinen Sohn Walter lernte ich in der Schule kennen und wir waren lange Zeit eng befreundet. Ich kam dadurch oft in das Haus und in den Laden. Wenn die Ladentür geöffnet wur-

de, erklang ein vierteiliger Gong. Wir machten den Klang nach und sangen dazu: Schön - gu - ten - Tag / Auf - wie - der - sehn. Hinten in der Werkstatt saß ein Herr Jakob mit der Lupe vor dem Auge am Tisch und reparierte die Uhren. Walters Mutter war immer sehr nett zu mir und sein Vater hatte im Flur der im 1. Obergeschoss liegenden Wohnung eine Reckstange aus Holz anbringen lassen, an der wir Aufschwung, Kniewelle und Sitzwelle üben konnten.

Leider verstarb Walters Vater kurz nach dem Angriff am 18. September. Ursache war wohl die Aufregung, denn die Familie konnte nur unter schwierigen Umständen das brennende Haus verlassen. Seine Mutter baute nach dem Kriege das Geschäft wieder auf, erst in der Max-Diedrich-Straße, später an alter Stelle in der Georgstraße. Mein Vater baute in unserer Werkstatt die Ladeneinrichtungen für beide Läden und ich war als Lehrling daran beteiligt. Leider ist auch Walter im letzten Jahr verstorben.

Bauernhäuser

An der Ecke der Straßen An der Mühle und Georgstraße standen zurückliegend noch zwei alte Bauernhäuser. In einem wohnte mein Klassenkamerad Günter Sachs, im anderen Haus mein Klassenkamerad Seppel Selgrath. Es waren neben einigen Häusern am Bauernwall und an der Talstraße die letzten Reste vom alten Geestendorf. Sie wurden alle beim Angriff am 18. September vernichtet.

Niedersachsenhof

An der Westseite der Georgstraße in Höhe der Straße An der Mühle befand sich im Erdgeschoss des Hauses eine Gaststätte mit dem Namen Niedersachsenhof. Es war eine gutbürgerliche Gaststätte, in der auch mein Großvater ab und zu verkehrte. Das Besondere des Lokals war die Inneneinrichtung. Ich weiß nicht, ob der Inhaber einmal zur See gefahren oder ein Liebhaber von chinesischem Interieur war. Mein Großvater nahm mich einmal mit dorthin und zeigte mir die Raritäten. Der Raum stand voller Pagoden, Bambus und an den Wänden hingen chinesische Tuschezeichnungen. Dies war damals eine Rarität, denn es gab meines Wissens nach seinerzeit noch keine Chinarestaurants, wie sie heute üblich sind.



Niedersachsenhof, Georgstraße 84, Archiv Meenzen

Fischbratküche

Im gleichen Hause oder gleich nebenan wurde eine Fischbratküche betrieben. Ich glaube, dass es die einzige in Geestemünde derzeit war. Wenn bei uns zu Hause Fishtag war, bekam ich eine große Porzellanschale in die Hand gedrückt, die in Handtüchern und alten Zeitungen zum Warmhalten eingepackt war. Ich holte immer große Portionen, da ich in einer Großfamilie aufwuchs und die Haushaltung zusammen mit meinen Großeltern erfolgte.

Schmiede

An der Ecke Georg- und Schmiedestraße war eine Hufschmiede, die sich dort bis zum Kriegsende befand. In den dreißiger Jahren und auch während des Krieges gab es kaum Autos, und der Lastverkehr erfolgte mit Fuhrwerken und Pferdegespannen. Die Pferde standen zum Beschlagen auf dem Gehweg der Straße und ich habe als Junge oft dort gestanden und zugeschaut. Interessant war das Schmiedefeuer innerhalb der Schmiede, das mit einem Blasebalg betrieben wurde. Die Hufeisen wurden dort glühend erhitzt, auf dem Amboss

mit dem Hammer bearbeitet und mit einer langen Zange nach draußen gebracht. Einer der Schmiede hielt ein Bein des Pferdes in Händen und auf dem Knie und bearbeitete den Huf mit einem scharfen Messer. Dann legte der andere mit der Zange das glühende Eisen auf den Huf, wobei ein zischendes Geräusch entstand und sich Qualm und Geruch nach verbranntem Horn ausbreitete. Nach der Abkühlung wurden die Hufnägel eingeschlagen. Einmal bekam ich ein altes Hufeisen und ein paar neue Hufnägel geschenkt. Hufeisen galten damals als Glücksbringer und wurden zur Zierde an die Wand gehängt.

aufgeschrieben im Januar 2014

Use Paschverddel

Halfen wir Kinder den Erwachsenen bei kleinen Arbeiten, sagten wir oftmals: „Dankeschön. Du darfst auch mal die Seife halten, wenn wir Schweine waschen!“ Lange Zeit hielten wir es für unmöglichen Quatsch und konnten darüber nur lachen. Bis, ja, bis ich von einer Verwandten ein Bild meiner Urgroßmutter bekam, die ich leider nie kennenlernte. Es zeigt Uroma Emma Duschnat im Hof des Hauses Paschstraße mit einem dicken „Swien“ vor dem Herzhäuschen. Wir nannten es Plumsklo und derbe, aber doch liebevoll, wie die Plattdeutsche Sprache nun mal ist, „Dat Schiethuus“.

Es war ein Arbeiterviertel mit kleinen Häuschen, deren Höfe ebenfalls lütt waren und man mag es nicht glauben, in denen Schweine eng mit Menschen zusammenlebten. Damit es nicht allzu penetrant roch, wurden die Viecher wirklich von Zeit zu Zeit geschrubbt.

Als ich der Enkelin, Tante Anita Pfau, zum 90sten

Geburtstag das Bild ihrer Oma mit einem Text versehen schenkte, kann sich wohl jeder vorstellen, was für ein Hallo in der Nachkommenschaft los war. Die junge Generation amüsierte sich über diese Art zu leben. Das Leben unter den Umständen überhaupt funktionieren konnte, löste Staunen aus. Alle waren sich einig, gut dass es heute anders ist und wurden für kurze Momente sehr nachdenklich.

Stehe ich in der Bülkenstraße, den Holzhafen im Rücken, beschleicht mich ein unbeschreibliches Gefühl. Es überkommt mich Sehnsucht nach meinen Lieben. Sie gehen fast neben mir und ich höre im Geiste die alten Geschichten, die meine Mutter und Oma mir immer und immer wieder erzählen mussten. Geschichten von „Damals“. Unglaublich.

Das Häuschen von Opa und Oma Kroymann stand im Paschviertel. Opa hieß Heinrich Hinrichsen Kroymann und kam aus Schuby, Kreis Schleswig, und Oma hieß Frieda Wilhelmine, geb. Mangels, und kam aus dem Dorf Altenwalde im Kreis Lehe. Geeste-



Uroma mit Schwein in der Paschstraße, um 1930, Archiv Knop

münde lockte als neue Stadt am Meer. Auf ihren Werften und im Fischereihafen, der Tag und Nacht nicht zur Ruhe kam, gab es Arbeit.

Sie bekamen insgesamt neun, neun Kinder! Von denen wurden fünf groß. Zugegeben, es gab bessere Ecken als dieses Arbeiterviertel mit seinen kleinen Häuschen, die schwer erarbeitet wurden in den Häfen und auf den Werften. Bülkenstraße 9 war ihre Adresse. Noch heute macht mich alles neugierig, was sich dort tat, tut, und es wird sich bis an das Ende meiner Tage nichts daran ändern.

An das Leben und wie die Häuser vor dem Angriff aussahen, kann ich mich persönlich nicht mehr erinnern, denn ich war man gerade zweieinhalb Jahre, als wir, Mutti und meine größere Schwester, evakuiert wurden, in das kleine Dorf Wittstedt bei Bramstedt. Also, die Häuser in der Bülkenstroot waren kleine und standen eng beieinander, und die Leute konnten sich in'ne Pötte gucken, as man so seggen deit! Unten waren die Wohnküche, die gute Stube und kleine Kammern zum Schlafen. Mehrere Kinder in einem Bett. Mit meiner Mutter wollte allerdings keiner zusammen schlafen, sie pinkelte regelmäßig ein! Die erste Etage hatte Dachschrägen und war vermietet. Das Plums klo stand im Hof neben dem Schweinestall. Unsere Oma ging in aller Herrgottsfrühe mit ihrem Handwagen Richtung Deich, zum Disteln stechen für die Jolanten. Damit die Kinder pünktlich und sauber zur Schule kamen, war sie zeitig wieder zurück, denn wer mit schmutzigen Nägeln zum Unterricht erschien, bekam Hiebe mit dem Rohrstock. In den Schulen wurde zu der Zeit ein strenges Regiment geführt. Dort ging es zu wie auf einem Kasernenhof.

Ein Schwein diente der Eigenversorgung und ein zweites Tier war, wie Oma erzählte, „die Sparkasse“. Es wurde nach einem Jahr guter Pflege, man wusch es sogar, an den Schlachthof verkauft. Anschaffungen standen an. Die Kinder brauchten Kleidung und Schuhzeug. Opa war ein genialer Schuster. Auch Jahre später war seine Schusterkiste eine wunderbare Spielkiste für uns Enkelkinder. Wir durften selber werkeln und kannten jedes Werkzeug. Oma nähte für die Familie alles selber und auch noch für andere. Man kann sich gar nicht vorstellen, was die Alten geleistet haben, um ihr Überleben zu meistern. Es war eine harte Zeit. Der Krieg 1914/18 wirkte sich voll auf die Wirtschaft aus.

Die Leute hungerten. Mutti wurde 1912 als Achtmonatskind geboren. Ihr Bettchen war ein Schuhkarton, gewärmt vom Sonnenlicht. In der Nacht auf der offenen Ofenklappe, gewärmt vom eisernen Küchenherd. Hat Oma gut hingekriegt, sonst könnte ich meine Erinnerungen, die ich ja nicht hätte, weil es mich nicht gäbe, nicht erzählen!

Schon damals gab es ein Hilfswerk, das mich an die Tschernobyl-Kinder erinnert, die zur Erholung in unser Land kommen. Die hungernden deutschen Kinder wurden in Gastfamilien nach Dänemark verschickt. Opa kam ja aus Schuby von der Kroymannshöhe in Schleswig, das damals zu Dänemark gehörte. Seine Schwester war unverheiratet und lebte mit dem Architekten Plessner in Kopenhagen zusammen, als Hausdame. So nannte man es wohl!

Die große Bertha holte die kleine Bertha aus dem Paschviertel zu sich und pöppelte sie auf. Unsere Mutti ging noch nicht zur Schule und blieb fast ein

viertel Jahr bei ihr und dem „Alten Plessner“, wie er von seiner Hausdame liebevoll genannt wurde.

Später verbrachten die Paschviertel-Kinder Bertha und Frieda ihre Ferien so oft es möglich war dort bei ihrer Tante, meiner Großtante. Die lernte ich in den fünfziger Jahren auch noch kennen und bestaunte ihren kessen Bubikopf und die Art, sich zu kleiden. Sie rauchte lange braune Zigarillos und passte so gar nicht zu dem kleinkarierten Frauenbild der Zeit, aber sie wusste so unendlich viel zu erzählen. Ich mochte sie. Mutti schwärmte bis ins hohe Alter von der Zeit.

Wir Kinder spielten oftmals mit Mutti „wir sind jetzt Dänen“ und lernten somit auch noch von der guten Erziehung, wie ständig Messer und Gabel zu benutzen und tausendmal am Tag „Danke“ zu sagen. Tag vor mel, Tag, Tag, Tag ging es dann stundenlang und wir hatten einen Riesenspaß, denn im Paschviertel war es mit der Vornehmheit nicht so doll! Dor schnackte man Platt, weest bescheed!

In der Bülkenstraße gab es eine unsichtbare Grenze, gebildet von einer Pumpe. Die Leute vor der Pumpe, also der südliche Teil der Straße, schauten auf die Leute hinter der Pumpe, dem nördlichen Abschnitt, ein wenig herab. Im Südteil waren die Häuser größer und prachtvoller als bei den Arbeitern, dort wohnten die Bürger! Und da kam doch einer von „vor der Pumpe“ mit einem Mädchen von „hinter der Pumpe“ und sie wollten heiraten, jungedi, und sie taten es ... Und es waren meine Eltern August und Bertha Krause.

Die Krauses waren gen Osten ausgewandert, kamen zu der Zeit, als die Revolution in Russland brenz-

lich wurde, zurück. Sie waren Schäfer und Spökenkieker!! Spökenkieker, wat war das nun schon wieder? Vati, der nie sehr gesprächig war, erzählte uns Kindern dann aber doch, dass es einige unter ihnen gab, die Dinge vorhersagen konnten. Sie sahen, was die Zukunft brachte. Angeblich waren kommende Ereignisse zwischen den Ohren ihrer Hunde für sie sichtbar. Mal war es eine Beerdigung, dann wieder eine Hochzeit oder wat weet ick! ...wie gesagt, dat weern Spökenkieker.

Dieser Vorfahre, der aus Russland heimkehrte, kam aus Wesermünde/Geestemünde, weil hier die Baumwolle aus den Segelschiffen aus den fernen Ländern anlandete. Er konnte nur „in Wolle und Baumwolle“. Seine Tiere musste er zurücklassen und sich neu orientieren. Von ihm ist mir nicht viel bekannt, bloß dass sein Sohn, mein Großvater und dessen Söhne den Beruf Baumwollküper lernte.

Mein Vater, August Krause, ging auf die Alt-Geestemünder Knabenschule. Auf dem Foto trägt er als einer der wenigen keine Arbeitermütze.



Arbeiterjungs und Vater in der Schule, Archiv Knop

Er kam vom südlichen Teil der Bülkenstraße und wurde später Baumwollküper.

Laut Professor Jürgen Udolph, dem Namensforscher im NDR, ist der Name Krause der Name der Schäfer. Krause – wie krause Wolle, erklärte er. Die Großeltern Heinrich und Caroline Krause wohnten im Parterre der Bülkenstraße 17. Meine Eltern in der 1. Etage.

Sie erzählten viel von schönen, gemeinsamen Stunden mit der Familie und Freunden. Man hielt zusammen, bis ... ja, bis wieder dunkle Wolken am Himmel aufzogen, die Arbeit knapp wurde und schlechte Zeiten begannen! Baumwolle kam schon lange nicht mehr im Hafen an.

Krieg stand wieder in Flammenschrift am Himmel.



Abschied des Vaters von seinen Töchtern in den Krieg, Archiv Knop

Vater wurde gleich zu Anfang eingezogen, war in Holland stationiert. Mutti verbrachte fast jede Nacht mit uns Kindern im Bunker in der Friedrichstraße. Im August beschlossen unsere Eltern die Evakuierung. Unsere Verwandten in der Neuen Landstraße kamen ca. zwei Wochen vor dem großen Angriff im September ums Leben.

1944 zog Vater nach Kurland in den Krieg. Das war das letzte Mal, dass meine Eltern und meine vier Jahre ältere Schwester sich sahen. Mich hatte Vati bis dahin erst zwei Mal für kurze Zeit gesehen.

Fast nix, nur Küchenschrank, Tisch, Stühle und Chaiselongue, sowie einen Koffer in dem das Notwendigste an Kleidung, Papiere und einige persönliche Dinge untergebracht waren, hatten wir dabei, als wir in dem Dorf Wittstedt als Evakuierte eine neue Bleibe gefunden hatten. Wir, das waren Mutti (32), meine Schwester Erika (fast 7) und ich, Rita (fast 3), lebten gerade zwei Wochen in dem Dörfchen, in den nächsten Tagen sollten der restliche Haushalt gebracht werden, als der große Angriff auf die Stadt geflogen wurde.

Ab da setzen meine Erinnerungen ein. Der muffige, kalte Keller, in dem wir, in Decken gehüllt, mit einigen Dorfbewohnern saßen. Eine unheimliche Ruhe umgab uns und Geruch von gelagertem Gemüse, den Steintöpfen, in denen das Sauerkraut über Winter reifte. Solange ich auf Muttis Arm lag, war alles gut.

Nun war alles hin – aber wir lebten.

Wenige Tage später trudelte Oma mit dem Fahrrad, einem Koffer und Karlchen, meinem Vetter bei uns ein. Etwas später dann Tante Else mit ihrem Neugeborenen. Anfangs wohnten wir in zwei großen Räumen, ohne Wasseranschluss, aber mit einem Kanonenofen. Als immer mehr Flüchtlinge in das kleine Dorf kamen, mussten wir auf einen großen Raum und eine kleine Abseite zusammenrücken. Wir waren sechs Personen und das Baby! Oma ging

mit dem Rad schon frühmorgens auf Hamstertour in die umliegenden Dörfer. An einem ganzen Tag war ihre Ausbeute eine einzige Tasse, eine Bunkertasse dick und klobig. Opa hatte sich in der Gartenlaube eingeknistet, damit er nicht so weit zur Arbeit laufen musste. Es war immerhin an die 25 km bis in die Stadt. Die Menschen liefen auf den Schienen durch die Wildnis. Der Weg war etwas kürzer. Kein Bus und keine Bahn verkehrten regelmäßig. Außerdem mussten die Menschen ständig mit den Angriffen der Tiefflieger rechnen, die richtig Jagd auf ihre Ziele machten. Bauern und Pferde beim Pflügen auf dem Acker waren ihre Opfer.

Opa war anfangs Nieter auf der Tecklenborgwerft, später arbeitete er im Fischereihafen und verdiente gutes Geld. Man konnte Stunden schieben, soviel man wollte. Zwei Wochen später zog auch Oma in die Stadt zurück. Mit organisiertem Fisch und Tran wurde gehinscht, obwohl es verboten war. So wurde nach und nach der Hausstand erwirtschaftet und ertauscht. Lange Jahre nach Omas Tod hatten wir die dicke Bunkertasse noch im Gebrauch. Mutti rührte in ihr das Mehl an zum Andicken von Soßen. Oma schaffte sich wieder Hühner an und verkaufte die Eier dem Pferdeschlachter Rüdebusch in der Raabestraße.

Pferde waren mein ein und mein alles. Wenn ich gewusst hätte, dass die leckeren Würstchen, die es bei Oma ab und an zu essen gab, vom Pferd waren – oh – oh – oh. Erst viele Jahre später erzählten mir meine Eltern „das Geheimnis der guten Würstchen meiner frühen Kindheit“.

Ab und an fuhren wir mit dem Postauto in die Stadt zu Opa und Oma in die verlängerte Früh-

lingstraße. Bei ihnen im Garten fühlte ich mich richtig wohl. Sie hatten Zeit für mich, zeigten mir Handwerkerei und das Gärtnern. Dass die Stadt fast nur noch aus Ruinen bestand, merkte ich nicht – es war eben so!!

... endlich ist es aus!

Im Frühling 1945 veränderten sich die Menschen um mich herum. Sie redeten leiser als sonst und unsere langen täglichen Spaziergänge fanden auch nicht mehr statt. Man blieb fast nur noch in den Häusern. Wir wohnten bei Opa Köster, der den Kolonialwaren-Laden und die Dorfschänke mit Tanzsaal bewirtschaftete.

Eines Tages wimmelte es von Soldaten in der Gaststube „Zu den vier Linden“. Es waren Deutsche. Sie waren nach ein paar Tagen genauso schnell wieder verschwunden, wie sie gekommen waren.

Mein kleines Bett stand in der Abseite und ich konnte von da aus durch ein tiefliegendes, schmales Fensterchen auf die Dorfstraße schauen. Auf das, was dort an dem Tag vor sich ging, konnte ich mir absolut keinen Reim machen. Die Männer bauten mitten auf der Straße aus allem möglichen Kram, Baumstämmen, Brettern, Steinen, alten Zäunen und wasweissichnoch eine Mauer.

Ich schlief darüber ein, wurde aber von lauten Motorgeräuschen und vielen lauten Männerstimmen geweckt. Solche komischen Autos hatte ich noch nie gesehen. Es waren Soldaten in den Panzerspähwagen, die alles überrollten, anhielten und ins Haus kamen. Das musste ich mir genauer ansehen

und lief zur großen Treppe, die hinunterführte. Auf halbem Weg wurde ich von meiner Mutter geschnappt. Sie legte einen Finger auf ihre Lippen und zog mich sanft zurück. Dabei hätte ich mir die komischen Männer, Schotten in ihren bunten Röcken, mit Gewehren auf der Schulter gerne genauer angesehen. Es war der 6. Mai 1945. Der Krieg war aus. Aber wo war mein Vater?

Heimkehr

Am 28. Oktober 1945, wir hatten Nachbarn zu Besuch, spielte ich mit meinem Holzelefanten auf Rädern auf dem Küchentisch, als es klopfte. Herein kam ein Soldat in Uniform, fast verhungert. Er war „beim Tschechen“ aus der Gefangenschaft geflohen, mit ihm noch sechs weitere Kameraden. Vier wurden auf der Flucht erschossen, nur drei kamen lebend davon, unser Vati war dabei. Er war über Wien wochenlang zu Fuß unterwegs, nur um zu uns zu kommen. Er redete nie mit uns über den Krieg. Was wir wissen, haben wir von einem Onkel erfahren. Bevor er in Wittstedt ankam, war er in Bremerhaven bei seinen Verwandten gelandet. Er war sauber gekleidet und glatt rasiert. Mutti erzählte später, dass sie ihn nach seinem Gepäck gefragt hat und er auf einen kleinen Beutel, in dem die Soldaten ihr Rasierzeug verwahrten, zeigte, den er auf der offenstehenden Ofenklappe vom eisernen Küchenherd abgelegt hatte und meinte: „Das ist alles.“

Was dann noch geschah, ist nicht mehr in meiner Erinnerung. Ich war damals noch nicht ganz vier Jahre alt, nur das alle sich freuten, es war der 37. Geburtstag meines Vaters.

Erika fremdelte zwar, aber erkannte ihn sofort. Sie war sieben Jahre alt und wurde von ihm Mausi genannt. Mutti hatte Vati täglich in unser Leben einbezogen, immer wieder von ihm erzählt und wir sprachen abends ein Nachtgebet für ihn. Trotzdem war „der Mann“ für mich ein Eindringling.

Ich wurde von ihm liebevoll „Krötorsch“ genannt – und bekam am folgenden Morgen die erste und die letzte Ohrfeige von ihm in meinem Leben! Er strich mir am Frühstückstisch ein Marmeladenbrot, etwas ganz besonderes, und ich wollte es nicht. Mutti sollte es für mich streichen! Als ich es nach langem Zureden partout nicht von ihm nehmen wollte und auch noch maulisch sagte: „Vati soll wieder nach Russland gehen“, hatte ich die erste Ohrfeige meines Lebens weg.



Lebensmittelmarken, Archiv Knop

Vati hatte sich später 1000 Mal bei mir entschuldigt. Später war mein Schnack, wenn etwas nicht so lief, wie ich es gerne wollte, scherzhaft: „Du sollst wieder nach ...“ Wir hatten ein herzliches Verhältnis zueinander, aber es war ein ganz anderer Vater als der, den ich mir in Gedanken immer vorgestellt hatte.

Unser Vati wohnte bei seiner Schwester, arbeitete im Kühlhaus. Nach Feierabend half er in der Fleischerei seines Schwagers als Fahrer, lieferte Proviant für die großen Schiffe im Kaiserhafen aus. Dafür bekam er wöchentlich Fleisch und Wurst zu unserer Ernährung. Nach 1945 wurde auch noch mit Lebensmittelmarken eingekauft.

An den Wochenenden kam er mit dem Esspaket zu uns aufs Dorf. Er organisierte einen Baumstamm, den ich mit ihm zersägen, spalten und stapeln durfte, damit wir nicht frieren mussten. Sonntags aßen wir dann gemeinsam zu Mittag. Er machte noch ein kleines Nickerchen und dann brachten wir ihn zum Bus. Die Haltestelle lag an der Bundesstraße 6. Zwei Kilometer hin und zwei Kilometer zurück. Dann war die schöne Zeit mit ihm wieder vorbei. Er war gelernter Baumwollküper und arbeitete später bei Adolf Brauns im Hafen. Aus dieser Firma entwickelte sich später die Bremer Lagerhaus Gesellschaft (BLG). Erst 1951 zogen wir wieder zurück in die Stadt Bremerhaven-Geestemünde.

Meine Gedanken gehen zurück: Zwei unserer sechs Enkelkinder sind neun Jahre alt. Wie ist es, wenn man neun Jahre alt wird oder ist?

Als ich neun Jahre alt war sind wir, am 18. Juli, wieder in die Stadt Bremerhaven zurückgezogen



*Autorin in der Schule, 1951,
Archiv Knop*

und hatten einen Vater dazu bekommen. Für jeden Tag. Bis dahin kam Vati ja nur am Wochenende zu uns. Die Zeit reichte nicht aus, um ein Vertrauensverhältnis zu ihm zu bekommen. Lange Zeit gab ich meinem Vater dafür die Schuld. War oft wütend auf ihn!

Ich hätte so gern einen Papa gehabt, der viele Dinge mit uns unternommen hätte. Jetzt hatte ich einen Vater, mit dem ich jeden Tag zusammenleben musste, der mir einen Teil von meiner Mutter nahm. Ich liebte ihn und ich lehnte ihn ab. Dazu kam, dass ich in meinem Herzen ein Landkind war, mein geliebtes Dorfleben verloren hatte, in einer steinigen, heißen Stadt leben musste. Mir fehlten die Bäume, Tiere



Kinderfest in Wittstedt, 1940er Jahre, Archiv Knop

und die Freiheit. Kein Wittstedt – keine Pferde – keine Hunde – keine Katzen!

In der Nordsee-Zeitung stand nach 67 Jahren ein Bericht über Kriegskinder – jetzt alte Leute – und mir gingen die Augen auf. Es war nicht seine und nicht meine Schuld, dass wir nie richtig zusammenfanden. Er war vom Krieg und der Gefangenschaft, sowie von der schwierigen Nachkriegszeit ausgebrannt.

Ja, heute weiß ich es genau, er war a-u-s-g-e-b-r-a-n-n-t. Seine Kraft langte nur noch für seine Arbeit, um die Familie durchzubringen. Zu Fuß von Tschechien über Wien heim kommen, erst recht u-n-v-o-r-s-t-e-l-l-b-a-r. Und gut vorstellbar für mich, dass er für den Rest seines Lebens geblockt war. Er gönnte sich nur zwei Wochen Pause, Erholung, dann nahm er wieder Arbeit auf. In den Dörfern hausten viele Menschen, die jede Arbeit getan hätten. Man konnte es sich nicht aussuchen, Hauptsache man kam durch. Meine Schwester hatte ein inniges Verhältnis zu Vati, war immer seine Mausi. Manchmal war ich eifersüchtig auf sie. Ich war „Krötorsch oder Spinnjemus“ für ihn. Er sah mich immer über den Brillenrand an, schmunzelte und schüttelte mit dem Kopf, wenn ich ihn mit Fragen löcherte.

Heute bin ich auch nicht mehr böse, weil er das Haus im Eckernfeld, das über die Firma günstig finanziert wurde, nicht wollte. Er konnte es einfach nicht. Dazu keinen Schimmer von Garten und Handwerkerei! Unsere Mutti war lungenkrank. Nee, dat weer nix geworden.

Es tut mir gut zu wissen, dass es nicht an Vati oder mir lag, sondern an unserem Kriegstrauma, das bis heute noch fest in mir hängt.

Gedanken zum Paschverdell

Der Wasserturm, stolz und wunderschön. Ich liebe ihn heute noch inniger als jemals zuvor. Seit eh und je überwacht er das rege Leben an den Wochenmarkt-Tagen und ich hoffe, es bleibt auf ewig so. 1946/47 sah ich den Turm zum ersten Mal. Ein dickes Seil war an ihm befestigt. Auf dem Seil hatte sich eine berühmte Artistenfamilie, die Traber-Gruppe, aufgebaut und rauschte hoch über unsere Köpfe hinweg, bis zur Johannisstraße. Ehe ich begriff, dass die vielen Menschen um uns herum nur deren wegen da waren, genau wie ich, war alles vorbei. Aber nie vergessen!

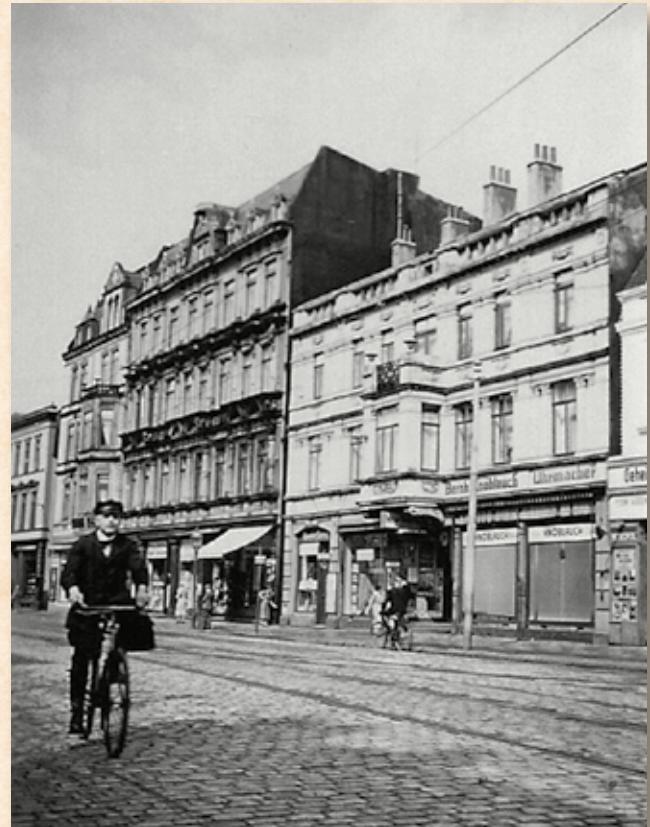
Meine Gedanken wandern oft durch Geestemünde. Suchen die Plätze und Orte auf, an denen unsere Familiengeschichte spielte. Die vertrauten Gesichter der Menschen, die dazu gehörten, trage ich alle tief in meinem Herzen. Schau ich in den Spiegel, denke ich oftmals: „Du bist die Letzte, in der diese Erinnerungen noch leben.“ Werden unsere Kinder und Enkel diese Aufzeichnungen und meine Tagebücher noch lesen? Werden sie bewahren, was wir liebten und lebten? Wird es überhaupt möglich sein? Rita, frage nicht – hoffe darauf, dass ein Familienmitglied deine Neugier in sich weiterträgt. Dann hat es sich gelohnt.

Uhrmachergeschäft Knoblauch

Seit 1847 gibt es Geestemünde, das vom damaligen König Georg V. von Hannover gegründet wurde. 1862 wurde die Eisenbahnverbindung, die „Geestebahn“, nach Bremen eröffnet. Und einer von den dort beschäftigten Lokomotivführern war mein Urgroßvater. Er bewohnte mit seiner Familie eine Dienstwohnung nahe dem Bahnhofsgebäude, Ecke Ellhornstraße, und war eingefleischter „Welfe“, wie sich die damaligen „Fans“ des hannoverschen Königshauses nannten. 1864 wurde mein Großvater Bernhard Knoblauch geboren. Zwei Jahre später dann die nationale Katastrophe: die Schlacht bei Königgrätz. Das Waterloo für alle „Welfen“. Das Königreich Hannover wurde nach der verlorenen Schlacht dem Königreich Preußen einverleibt. Aber später nahm mein Urgroßvater die preußische Pension dennoch ohne Murren an.

Mit den neuen Herren wurde vieles anders. Der Bahnhof wurde um etliches erweitert, und dafür mussten die Dienstwohnungen abgerissen und die Bewohner umgesiedelt werden. Knoblauchs zogen um in die damalige Marktstraße, heute Verdener Straße, in Altgeestemünde. Ihre Nachbarn waren Harzmeyers, deren Familienoberhaupt der Schuhmacher Hermann war. Wie viele Kinder jede Familie hatte und um welche Zeit sich das alles abspielte, weiß ich nicht. Aus Erzählungen meiner Mutter und Großmutter, meines Großvaters, meiner Großtante ist mir lediglich bekannt, dass

mein Großvater und der Sohn Hermann Harzmeyer enge Freunde wurden. Jung-Harzmeyer lernte das Schuhmacherhandwerk, mein Großvater das des Uhrmachers. Nach der Lehre ging er als Gehilfe für



Archiv Kelch, ca. 1930

einige Zeit nach Sangershausen. Als er zurückkam und seinen Freund und Nachbarn besuchen wollte, stand dessen Schwester - Helene - im Raum. Nach diesem Besuch sagte Helene entsetzt zu ihrer Mutter: „Nee doch, dissen swatten Dübel!“ Kurze Zeit später waren sie verlobt. Das alles spielte sich in Geestemünde ab.

Südöstlich davon lag und liegt heute noch die Gemarkung Geestendorf, durch die sich die Bremer Landstraße hinzog. Sie war in „Georgstraße“ umbenannt worden (nach dem letzten hannoverschen König) und sollte nun bebaut werden. Mein Großvater und sein - mittlerweile - Schwager griffen zu. Das muss in den ausgehenden 1880er Jahren gewesen sein. Mein Opa hatte im Haus 43 einen Laden, in dem er in einem Hinterzimmer seine Werkstatt und die Familie ihre Wohnräume einschließlich Küche hatte. Irgendwann gab es auch Gasbeleuchtung. Die dazugehörigen Rohre waren noch 1944 zu sehen. Da mein Großvater immer die Nase vorn hatte, gab es aber bald Elektrizität. Hausbesitzer war seinerzeit noch ein Tierarzt. Um das Vieh auf dem Hof anzubinden, hatte er Ringe in das Nebenhaus Nr. 45 schlagen lassen, die von späteren Generationen von Mädchen zum Seilspringen benutzt wurden. Wie kam man auf den Hof, der doch ringsum von Gebäuden umgeben war? Wenn man sich das Haus auf alten Fotos ansieht, erkennt man ganz links ein Barbiergeschäft. Das gab es ursprünglich nicht, denn da war die Durchfahrt zum Hof. Als

man die nicht mehr brauchte, hat man einen Laden daraus gemacht. Wann mein Opa das Haus kaufen konnte, weiß ich nicht. Meine Mutter und ihre Schwester haben jedenfalls ihre ersten Lebensjahre noch im Laden verbracht. „Von Sporn un Worn kommt Hebben von her“ - und die Vermietung der Wohnungen brachte schon allerlei ein. Da konnte man sich selbst einschränken. Irgendwann wurde das Hinterhaus gebaut. Zunächst als Wohnhaus, dann als Druckerei. Bis nach dem Krieg war die „Weserdruckerei“ Inhaber. Frühere Inhaber waren u.a. Niebling & Feldbacher, die im Vorderhaus den kleinen Laden links vom Eingang, also zwischen dem großen Laden und dem Barbier, hatten. Wie lange, das weiß ich nicht. Meine Erinnerung setzt erst ein, als Herr und Frau Birnbaum dort ein Musikaliengeschäft hatten. Das Interessanteste an ihnen war, dass sie nicht in einem gewöhnlichen



Archiv Kelch, ca. 1905

Haus wohnten, sondern hinten in Lehe in einem Wochenendhaus, und bei einer Überschwemmung ihre Hühner im Wohnhaus hatten. Ich habe es mir angesehen, als mein Vater mit mir dahin fuhr. Anfang des Krieges zogen sie aus.

Thams & Garfs hatten Interesse an unserem großen Laden. Da nahm mein Vater den kleinen und überließ ihnen den anderen. Aber ich greife schon vor. Irgendwann zogen meine Großeltern in den zweiten Stock des Hauses. Auf dem Foto steht meine Großmutter mit meiner Mutter (geboren 1896) und meiner Tante (geboren 1898) auf dem Balkon.



Aus den Fenstern gucken die übrigen Hausbewohner, denn es war ja vorher angekündigt worden, dass ein Fotograf kommt. Unten im großen Hauseingang steht

mein Großvater mit Angestellten oder Passanten. Das Haus hatte zwei Etagen mit insgesamt vier Wohnungen. Ganz oben war ein großer Boden mit etlichen Bodenkammern und einer Waschküche, die mein Großvater nach den modernsten Gesichtspunkten hatte einrichten lassen. Der übrige Bodenraum war mit Leinen bespannt und diente zum Trocknen der Wäsche. Allerdings waren auch Ziehleinen von den Balkons zum Kontorhaus der Druckerei gespannt, die wurden zum Trocknen bei schönem Wetter genutzt. Noch heute habe ich das Quietschen der rostigen Seilrollen und das Geräusch beim Hin- und Herziehen in den Ohren.

Außerdem lagen auf dem Boden Fahnen. Meine erste Erinnerung ist die an die schwarz-weiß-rote, große, lange, schwere Fahne. Später irgendwann kam eine kleine Hakenkreuzfahne dazu. Und eines Tages gab es nur noch solche mit Hakenkreuz, aber auch große davon. Geflaggt wurde viel. War auch kein Problem, nur waren die Masten so schwer, dass nur Männer sie bewältigen konnten. Und für uns Kinder war das jedes Mal spannend. Mein Großvater und mein Vater haben aber sicherlich mit den Zähnen wegen der Änderung zum Hakenkreuz geknirscht. Gesagt haben sie in Gegenwart von uns Kindern nichts - wie eh und je.

Und dann war da oben noch eine Kammer. Ich habe in Erinnerung, dass wir dort einmal die Einquartierung von Soldaten oder „Braune“ hatten, weiß es aber nicht mehr genau. Ansonsten spielten wir Kinder gern darin, weil da alte ausrangierte Möbel standen, die so herrlich rochen, knarrten, quietschten und das Fenster so schön niedrig war und man so weit gucken konnte. Am schönsten war ein alter Barbierstuhl aus dem Nachlass

meines Großvaters Andreas Kelch. Viel anfangen konnten wir nicht mit dem Möbelstück, aber er drehte sich wie unser Klavierhocker. Dass man solche Behausung anbot, verstehe ich heute nicht. Es fehlte nämlich die heute selbstverständliche sanitäre Einrichtung. Stattdessen gab es Nachtpott und Waschschüssel. Der sanitäre Standard, den wir heute haben, fehlte sowieso im Haus. Fließend Kaltwasser gab es zwar in jeder Wohnung. Aber die Klosetts waren auf dem Balkon, bzw. ein Pissoir für die Läden auf dem Hof. Meine Großeltern hatten in ihrer Wohnung aus einem Zimmer ein Badezimmer machen lassen. Das war wohl auch später sehr nötig, denn mein Großvater war durch einen Schlaganfall halbseitig gelähmt. Doch erst mal wieder zurück zur Anfangszeit.

Bernhard Knoblauch hatte das Haus Georgstraße 43, sein Freund und Schwager - vielleicht auch noch sein Schwiegervater - das Haus Georgstraße 41. Auf jeden Fall aber seine Schwiegermutter, Oma Harzmeyer Tabeta, geb. Mahlstedt aus Ganderkesee, meine Urgroßmutter. Die hatte die Hosen an! Ihre Tochter, meine Großmutter, ebenso. Das war wohl so üblich. Sie waren die Seele vom Ganzen. Wie hätten die Handwerker es sonst schaffen können? Mein Opa Knoblauch brachte z.B. häufig bei ihm gekaufte oder reparierte große Uhren persönlich zu den Kunden auf das Land, denn er hatte eine große Landkundschaft. Daher war es auch selbstverständlich, dass er platt schnackte - und Frau und Tochter, die im Laden half, ebenso. Das alles ohne eigenes Fahrzeug. Er war auf öffentliche Transportmittel angewiesen und machte viele Strecken zu Fuß. Es gab aber auch Lustiges: eines Tages kam eine Frau in den Laden und ließ sich ziemlich kostspieligen Schmuck vorlegen. Als mei-

ne Mutter dann vorsorglich auf den hohen Preis hinwies, erwiderte sie seelenruhig: „Macht nix, mein Mann fohrt dor ja för.“

Heute im Jahr 2014 wird in den Medien immer wieder auf die vergangenen 100 Jahre hingewiesen und man könnte glauben, sie erzählen von der Steinzeit. Mir dagegen sind die vergangenen 100 Jahre wie gestern, obwohl ich sie nur zur Hälfte erlebt habe. Das habe ich meiner Mutter, meinen Großeltern und Tanten zu verdanken. Die konnten viel erzählen. Irgendwo in Geestemünde, in der Georgstraße und „umzu“ wohnten sie alle, kannten sich alle, waren zusammen zur Schule oder in die Tanzstunde gegangen, hatten bei Fräulein Block in der Grabenstraße (heute Ramsauerstraße) Weißnähen gelernt, oder „die feine Küche“ bei Lehrke, oder hatten Wanderungen mit dem Wandervogel gemacht, waren in einem Turnverein (GTV oder GSC), oder im Gesangsverein, oder zog mit dem Wandervogel durch die Lande. Es gab noch keine Teenager, aber dafür Backfische. Und die gingen auf der Georgstraße bummeln. Die Steigerung war „bürgern“. 14 Jahr und 7 Wochen ist der Backfisch ausgekrochen. Dafür gab es extra Kettchen mit einem kleinen Fisch. Zu meiner Zeit waren das nur noch Erinnerung meiner Mutter und Tanten. Diese 14/15-Jährigen trippelten dann mit ihren Stiefelchen und Hin- und Herbüdel (Pompadur) die Georgstraße auf und ab, schielten verstohlen zur Seite, wo die Pennäler ebenfalls auf- und abschlenderten und vermutlich auch verstohlen zu den jungen Damen schielten. Jedenfalls zogen sie hin und wieder ihre damals üblichen Schülermützen zum Gruß. Sehr förmlich! Auf der weiblichen Seite wurde die Gegrüßte sicherlich rot und verlegen, vergaß aber nicht, die Sache ins Notizbuch einzutragen.

War die Chose vorbei, wurde unter den Freundinnen ausgezählt, wer die meisten Grüße bekommen hatte. Aber nicht nur die Anzahl zählte, sondern auch - und vor allen Dingen - die Farbe der Mützen. Einzelheiten weiß ich nicht mehr, aber so viel, dass die weißen den höchsten Wert hatten. Das waren die Primaner (später Oberprimaner). Aber auch diese Episoden habe ich nicht mehr erlebt.

Meine Erinnerungen von der Georgstraße 43, in der ich aufgewachsen bin, setzen eigentlich mit dem Ausgucken Anfang der 1930er Jahre vom Erkerfenster meiner Großeltern ein. Da fuhren noch Pferdefuhrwerke durch die Stadt, Rindvieh wurde - ich weiß nicht woher - durch die Straße zum Schlachthof getrieben. Einmal wollte eine Kuh nicht mitmachen, sondern zog unseren Hauseingang und den dahinter liegenden Hof und Garten vor. Mein Vater, der den Umgang mit Viechern kannte, brachte sie dann wieder zur Herde zurück. Dann war da auch ein Steinkohlenwagen, mit dem die Häuser von der Straße her beliefert wurden. Auf der unserem Hauserker gegenüberliegenden Straßenseite verkaufte Frau Schewe an der Ecke Georg-/Ramsauerstraße von ihrem Karren herunter per Litermaß Granat. Und es gab noch den Laternenmann. Vor unserem Haus stand eine alte Laterne. Und zu eben dieser Laterne kam hin und wieder ein Laternenmann mit einer langen Stange. Was er damit oben an der Laterne machte, weiß ich nicht.

Ebenso schön anzusehen waren die Trauerzüge. Ach, waren die schön! Eine Kutsche wie für einen König, aber nicht golden sondern schwarz, mit Kutscher, und viel Blumen und Musikkapelle, die den Trauermarsch spielte. Opa sang dann immer: „Ach, nun trinkt er keinen Rotspan mehr.“ Meis-

tens gingen viele Menschen mit. Dann schaukelte die Menge im eintönigen Rhythmus immer von links nach rechts und wieder zurück. Aber auch moderne Fahrzeuge gab es zu sehen: Autos! Wir hatten Spaß daran, uns die KFZ-Nummern anzusehen. IA war Berlin, die anderen weiß ich nicht. Ich glaube, wir, d.h. unsere Umgebung, gehörte zu Hannover und war IIIA. Interessanter war für mich damals, dass die Wagen sich so veränderten wie zum Beispiel die Scheinwerfer, oder die Fenster oder die Hupen. Wir setzten unseren Ehrgeiz darin, die Autos mit ihrem Namen zu kennen: Opel, Adler, Ford. Aber damit war mein Bedarf dann auch gedeckt. Wir hatten kein Auto, mein Vater sparte auf einen VW. Später kamen dann die Blauen Jungs. Die marschierten mit Gesang durch die Straße, mal in blau, mal in Trainingszeug. Irgendwo im Süden hatten sie einen Trainingsplatz und im Norden war ihre Kaserne. Und hin und wieder waren es auch Braune. Ich hatte immer meinen Spaß an den Danebenlaufenden, die dann immer „links, links, links zwei drei vier“ schrien, um einigermäßen Gleichschritt in die Truppe zu kriegen.

Noch konnte man quer über die Straße zur anderen Seite laufen. Damit war irgendwann Schluss. Ein Schupo stand in der Mitte der Georgstraße, da wo sich die Bucht- und die Ramsauerstraße trafen, und regelte den Verkehr. Wir Kinder spielten mit Oma und Opa ein Brettspiel, das uns die Verkehrsregeln beibrachte. Nur freitagsnachts war von der neuen Ordnung nichts mehr zu spüren. Dann bekamen die Arbeiter von der Seebeckwerft ihren Lohn. Wer nicht schon am Tor von seiner Frau abgefangen worden war und mit dem Zug nach Haus fahren musste, kam auf dem Weg zum Bahnhof durch die Ramsauerstraße, in der es eine Kneipe gab. Von un-

serem Kinderzimmerfenster aus konnte man direkt in die Ramsauerstraße sehen. Wenn wir in unseren Betten lagen, hörten wir dann die Grölerei und später den Krach beim Verlassen des Lokals.

Eines Nachts war es anders. Es war kein Freitag und kein Saufereigegröle. Es war ein anderes Gegröle und viel, viel Scheibengeklirre. Es war, als legte sich ein schweres Brett über uns. Wir Kinder versuchten, aus dem Fenster zu sehen, wurden aber von den Eltern zurückgehalten. An irgendwelche Gespräche mit ihnen kann ich mich nicht erinnern. Es war der 9. November 1938. Auch an Rauchgeruch kann ich mich nicht erinnern. Am nächsten Tag fehlte Hennie Hornberg in der Klasse. Hennie war Jüdin und saß in der Bankreihe neben mir auf der anderen Seite. Ich wusste, dass ich nicht mit ihr und sie nicht mit mir sprechen durfte, hatte es aber dennoch getan. Unsere Lehrerin, Fräulein Junge, war so, wie ein Mensch sein muss: eine Lehrerin ist für alle da. Und so achtete sie immer darauf, dass Hennie eine Schülerin wie alle anderen war. Ob Fräulein Junge nicht merkte, dass ich mit Hennie sprach, glaube ich nicht, denn sie bemerkte in meinem Zeugnis: „Oda muss bedeutend ruhiger werden.“ Aber zu meiner Quasselei mit Hennie sagte sie nie etwas. Als Hennie dann wiederkam, fragte ich sie sofort wegen der Nacht aus, und sie erzählte mir, dass man bei ihnen die Scheiben eingeschlagen und ihren Vater mitgenommen hätte. Ihrer kleinen Schwester haben sie dann gesagt, dass der Papa bald wieder-

kommen und Bonbons mitbringen würde. Das war das Letzte, was ich von Hennie weiß.

Später, als ich einmal einen Tag nicht in der Klasse war, sind - so wurde mir später erzählt - zwei Männer in Mänteln gekommen und haben sie abgeholt. Da hat Fräulein Junge darum gebeten, dass Hennie noch ein Lied für alle singt, weil sie das so gern tat. Als Jüdin durfte sie zwar keine „deutschen“ Lieder singen, aber gegen jüdische Komponisten war nichts einzuwenden. Also sang sie „Ich hab' ein Divanpüppchen süß und reizend wie du“ aus der Operette „Die Blume von Hawaii“ von Paul Abraham, das sie auch liebte. Jahre später las ich, dass Hennie Hornberg und ihre Familie in Minsk umgebracht worden sind. Meine Mutter und ich lasen das zusammen anlässlich einer Veranstaltung. Für meine Mutter wurden viele Erinnerungen wach und sie erzählte mir von jüdischen Geschäftsleu-



Georgstraße, 1920, linke Straßenseite: Modewarengeschäft A. Cohn, Archiv Meenzen

ten, bei denen sie und die bei ihrem Vater Kunden gewesen waren und welche guten Geschäftsverbindungen man pflegte. Als sie z.B. in der Kaiserzeit ihren ersten Faschingsball hatte, beriet sie einer der Herren. Und Fräulein Liebmann, deren Geschäft später arisiert wurde, hatte immer etwas Besonderes für sie. Sie wurde auch umgebracht. Meine Mutter sprach noch jahrelang von ihr. Uns gegenüber an der Ecke Ramsauerstraße war Anton Cohn. Mein Großvater und später mein Vater standen immer mal im großen Hauseingang um „frische Luft zu schnappen“. Da passierte es häufig, dass Herr Cohn sich zu ihnen gesellte. Wir kauften oft bei ihm, besonders in den „weißen Wochen“ und er war Kunde von uns wie auch Fräulein Liebmann. Eines Tages war sein Geschäft arisiert. Meine Großeltern hatten ein junges Mädchen im Haushalt, das vorher bei Juden gearbeitet hatte. Natürlich fragte meine Mutter sie danach aus. Dadurch erfuhr sie etwas über die Sitten und konnte mir Jahre später von Milchdingtisch und Fleischdingtisch erzählen, von koscher und von Rabbi. Meine Mutter hatte noch intensiver in das jüdische Leben sehen können. Am 10. November 1938 ging sie mit mir zusammen zur brennenden Synagoge in die Elbestraße. Sie brannte nicht lichterloh, man konnte sie betreten. Ich habe meine Mutter nie wieder so bedrückt gesehen. Sie wirkte wie irgendwas Verlorenes. Geweint hat sie nicht, auch nicht unterdrückt. Dann trat sie an das Harmonium und nahm die verkohlten Notenblätter in die Hand. Ich glaube, sie hat mich gar nicht wahrgenommen oder war innerlich froh, mich bei sich zu haben. Viele Jahre später erzählte sie mir, dass sie eine Klassenkameradin gehabt hätte, die sie zu sich, zu ihrer Familie eingeladen hätte. Ihr Vater war Kantor in der Synagoge und wohnte mit seiner Familie auch

dort. Natürlich war meine Mutter damals der Einladung gern gefolgt.

Wie man auf dem Bild sehen kann, sind die Häuser nicht Wand an Wand gebaut worden. Zwischen den Häuserwänden war jeweils ein Sicherheitsgang wegen eventueller Feuersgefahr. Das war nicht bei allen Häuserzeilen der Fall. Manche hatten breite Gänge. Ich glaube, das waren früher wie bei uns Einfahrten zum Hof gewesen. Auch in der Theestraße 7, in dem Haus meines Urgroßvaters Schmidt, und auch im alten Harzmeyerschen Haus gab es die Durchfahrt durch das Haus. Von dort gelangte man ins Treppenhaus. Wenn wir nicht erwisch wurden, spielten wir gern bei schlechtem Wetter in diesen geschützten Räumen. Aber das hatten die Bewohner nicht so gern, denn wir waren ja nicht leise, und mit Rollschuhen auf Fliesen - das macht Krach. Ein Zwischengang war am Ende des Hauses Georgstraße 45, das später das Kino „Metropol“ war. Dieser Gang war von unserem Garten aus über eine Grotte zu erreichen. Natürlich war uns verboten, über diese Grotte zu steigen. Aber natürlich taten wir es doch. Die Toilettenfenster des Kinos lagen nämlich zu diesem Gang hin. Da wäre es doch ein leichtes gewesen, auf diesem Weg umsonst einen Film sehen zu können. Ja, wenn unsere Beine lang genug gewesen wären. So blieb uns nur das Zuhören, wenn bei warmem Wetter die Fenster zu unserem Hof geöffnet wurden. Verstanden haben wir nichts. Nur die Lachsalven und die Musik waren hörbar.

Ich kann mich nicht mehr an einzelne Geschäfte erinnern. Wenn meine Mutter und ihre Freundinnen in Erinnerungen kramten, kamen oft ganz unterschiedliche Firmennamen ins Gespräch, weil ja

im Laufe der Jahre die Besitzer wechselten. Für uns Kinder waren meistens auch nur die interessant, bei denen es „sich lohnte“. Da war denn am nächst liegenden das Schuhhaus Staffelt in der Georgstraße 41. Mein Urgroßvater, Hermann Harzmeyer, war längst tot und sein Sohn, Hermann H. Harzmeyer, auch. Der Nachfolger war Hugo Staffelt. Natürlich war für uns Kinder kein Unterschied, ob Onkel Hermann oder Hugo Staffelt das Geschäft führte. Aber immer „gab es was zu“. Da ich angehalten war, nie etwas nur für mich allein zu erwarten, sondern wenn, dann auch für meinen kleinen Bruder, den ich „Bibi“ (Baby) nannte, etwas zu erbitten, machten sich Staffelts einen Spaß daraus, mir alle Kleinigkeiten nur einmal zu geben. Und prompt kam dann auch von mir: „Und ein für mein Bibi.“

An der Georgstraße 39 befand sich das Lebensmittelgeschäft von See. Zwischen der Georgstraße 39 und 37 war ein breiter Gang, durch den wir im Krieg zum dahinterliegenden Bunker liefen, wenn die Sirenen heulten. An der Georgstraße 37 befand sich nach meiner Erinnerung das Lederwarengeschäft Reusche. Sie machten nach dem Angriff auf der Weserstraße ein Geschäft auf. Ich habe noch die Erinnerung an Namen wie Korff oder Jordan und an Hüte. Was davon wohin gehört, weiß ich nicht mehr. Umso besser bleibt mir sicherlich bis an mein Lebensende Frau Rogge in der Georgstraße 35 in Erinnerung. Frau Rogge hatte eine Drogerie und zwei Söhne. Der eine hieß Eilert. Mehr weiß ich nicht von ihm. Aber der Name gefiel mir so gut. Ob es einen Herrn Rogge gab und wie der andere Sohn hieß, weiß ich auch nicht. Aber es gab ja Frau Rogge! Wenn sie nichts zu tun hatte und wir auf der Straße spielten, hatte sie immer ein liebes oder lustiges Wort für uns. Sie stand

dann gern in ihrer Ladentür, wie andere Inhaber es auch taten. Mir wollte sie immer einreden, dass ich eigentlich „Sieda“ hieße. Denn als ich geboren worden war, und mein Vater mich hat sehen wollen, konnte er mich nicht im Bett finden, weil ich ja so klein war. Als er dann aber doch Erfolg hatte, soll er erfreut gerufen haben: „Sieh, da ist sie ja!“ Trotz etlicher Wiederholungen habe ich es ihr nicht geglaubt. Geliebt habe ich sie aber wegen der Salmiakpastillen. Wir mussten dann zu ihr in den Laden kommen, Zunge herausstecken und jeweils an einer Salmiakpastille lecken, die sie uns dann mit anderen zusammen zu einem Stern auf unseren Handrücken klebte. Noch heute esse ich gern Salmiakpastillen und denke dabei an Frau Rogge.

Ich glaube, das Nebenhaus war Betten-Helmke. Dort wohnte jedenfalls eine alte Dame mit einem Rehpinscher. Wenn die beiden auf die Straße kamen und wir mit unseren Puppenwagen dort bereits spazierten, musste das arme Vieh dran glauben: es wurde kutschiert. Hat ihm wohl auch Spaß gemacht, denn ich kann mich nicht ans Gegenteil erinnern. Was nach dem Bettenhaus Helmke kam, weiß ich im Einzelnen nicht mehr. Es waren kleine Häuser. Von den Läden erinnere ich mich nur noch an die Schlachtereier Bode, den Friseur von Lienen, (das Geschäft hat vermutlich bis Anfang der 1920er Jahre meinem Großvater Andreas Kelch gehört) die „Wesermünder Neueste Nachrichten“, eine Wirtschaft Morgner, den Bäcker Lindemann, das Fischgeschäft Westermann und den Uhrmacher (später Optiker) Baier. Vielleicht habe ich da was durcheinander bekommen. Aber so viel weiß ich: Der Uhrmacher Friedrich Baier hatte eine Frau Sophie, geb. Schmidt, Tochter von Kupferschmied Schmidt aus der Theestraße. Ihre Schwester war

Lina, ihr Nachbar der Barbier Andreas Kelch. Sie konnten zusammen nicht kommen, denn er war Thüringer, sprach ein anderes Deutsch und war trotz vieler Anstrengungen kein Bürger Geestemündes. Und sowas heiratet man nicht. Aber wer sich nicht zu helfen weiß, ist es nicht wert, dass er in Verlegenheit gerät. Also: er schwängerte sie und so wurden sie später meine Großeltern. Nach diesem Gebäudekomplex kam die Kreuzstraße und damit das Ende meiner Erinnerungen von dieser Straßenseite.

Gegenüber begann es mit dem Eckhaus von Plesse. Ich weiß dann noch, dass dort auch eine Buchhandlung war, in der Fräulein Mügge arbeitete. Danach kam vermutlich Ahronheim, bei dem wir Kinder gern kauften, weil er wie alle jüdischen Geschäfte billig war. Ein großes Haus war Gördel. Ich meine, meine Mutter habe mir erzählt, dass dieses renommierte Bekleidungsgeschäft vor der Arisierung Liebmann gehört habe, wo sie so gern kaufte. Weiter gen Süden gab es noch Hüte und Wäsche Bösch. Eins von den beiden Geschäften gab es noch lange nach dem Krieg. Ich habe dort gern und manchen Hut gekauft. An der Ecke Arndtstraße war eine Gastwirtschaft. Den Namen habe ich vergessen, ich weiß nur, dass dort die Busse nach Beverstedt abfuhr. Dann sind mir noch die Geschäfte von Specht, Niemeyer und Becken in Erinnerung, die ja noch lange nach dem Krieg existierten. Und die Norddeutsche Kreditbank mit ihrem Giebel, der mich immer an die norddeutsche Renaissance erinnerte. Von unserem Kinderzimmerfenster aus habe ich oft den Großen Bären darüber stehen sehen. An der Ecke Theestraße war Elektrogeschäft Reichelt. Dahin musste ich immer mit unserer Hausgehilfin gehen, um den Akku für

das Radio aufladen zu lassen, das mein Vater selbst gebastelt hatte. Das war immer sehr spannend für mich, denn ich verstand die ganze Chose nicht. Zuerst konnten wir noch einfach quer über die Straße laufen. Später, als der Schupo dort stand, mussten wir uns an die Verkehrsregeln halten. Dann kam Porzellan-Petersen. Auch das war spannend für mich. Der Inhaber hieß nämlich mit Vornamen „Meinhard“ und einen solchen Namen hatte ich noch nie gehört. Ecke Ramsauerstraße war das Weißwarengeschäft von Anton Cohn, das später ebenfalls arisiert wurde. An der südlichen Ecke der Ramsauerstraße stand - und das Gebäude steht heute noch - die Hirschapotheke mit dem goldenen Hirsch auf dem Vordach. Anschließend hatte Jans-



Hirschapotheke, Archiv Hergesell

sen sein Porzellangeschäft. Was für Häuser und Geschäfte sich anschlossen, weiß ich nicht mehr. Es war da ein ziemlich altmodisches Wäschege-
schäft, Eisenwaren Daetz, irgendwo auch eine Samenhandlung Petrasch, bei der wir Futter für unseren Wellensittich kauften, und die Spedition Geswein,

die früher auch die Feuerwehr stellte und mit viel Krach mit den Pferden durch die Georgstraße sauste. Was danach kam, weiß ich erst recht nicht. Es gab da noch eine Schmiede und Bauernhäuser, aber das war wohl in einer Nebenstraße. Auf der gegenüberliegenden Georgstraßenseite - also der östlichen - gab es Schreibwaren Schwertfeger mit der sinnigen Inschrift am Haus: „Ora et labora“, womit sicherlich nicht Benedicts Männer gemeint waren. Die Häuser, die dann in Richtung Buchtstraße standen, kenne ich zum Teil nicht mehr, und die Reihenfolge schon gar nicht. Da war das Schokoladengeschäft von Frau Rook. Schade, dass es so etwas Außergewöhnliches nicht mehr gibt. Meine Mutter bat meinen Vater häufig, ihr von Frau Rook Cognacbohnen mitzubringen. Mein Vater nahm dann eine Aktentasche mit, damit man nicht erkennen konnte, dass er „einholte“. Uhrmacher Stute war auch da, entweder auf der östlichen oder westlichen Seite und I.G.Schmidt, der Ofenhändler. Es gab ein Elektrogeschäft und ein Café oder Eiscafé - östlich oder westlich. Dann gab es das Kaufhaus Schocken, das später Merkur wurde. Dann kam Kaufmann Lüthje, bei dem es leckere grüne Bonbons gab und wo man mehrere Stufen hinaufklettern musste. An der Ecke Buchtstraße kam dann das Kroppsche Haus, in dem unten die Geschäfte Tengemann, der Barbier Pipowaski und das Schreibwarengeschäft Wolf (Fräulein Julchen) war. Die beiden letzten Grundstücke wurden von der Stadt für die Erweiterung der Buchtstraße nach dem Krieg eingezogen. Ebenso erging es unserem Nebengrundstück. Allerdings wollte ein Interessent in den 1950er Jahren darauf ein vielstöckiges Wohnhaus bauen. Da hat meine Mutter aber aufs schärfste protestiert. So ein Koloss hätte ja alles Licht für die Nachbarn verbannt.

Im nächsten Monat, also am 18. September, ist es 70 Jahre her, dass ein Bombenangriff der alten Georgstraße den Garaus machte. Mein Vater hat es nicht mehr erlebt. Er war am 1. September gestorben. Mein Bruder war seit August auf einem Internat, meine Großeltern kamen beim Bombenangriff um, meine Tanten und alle übrigen Verwandten waren in alle Winde zerstreut. Meine Mutter und ich waren plötzlich allein.

aufgeschrieben im August 2014



„Stolperstein“ in der Raabestraße 20, Archiv Hergesell

Das gerettete Puppenhaus

Henry Thomas Furnell (1830-1880) stammte aus Dover in England, seine Ehefrau aus dem Ort Wales in der Grafschaft Yorkshire. Henry war von seiner Firma nach Deutschland geschickt worden und baute als Ingenieur 1861/62 die Drehbrücke über den Hauptkanal in Geestemünde aus englischem Puddelstahl. Das Ehepaar blieb danach in Blumenthal bei Bremen.

Die Urenkelin dieses Ehepaares, Herma Furnell, wohnte mit ihren Eltern in Geestemünde im Haus Georgstraße 71 Ecke Max-Dietrich-Straße im 1. Stockwerk zur Miete und war das einzige Kind. Sie hieß später Herma Lahmann und war die Zeitzeugin des Autors.



linkes Haus Georgstraße 71, Archiv Hergesell

Hermas Vater war bei dem Unternehmer und Fischgroßhändler jüdischen Glaubens Louis Isacson als kaufmännischer Leiter angestellt. In dessen Firma Fisch-Engros GmbH arbeitete er im Fischereihafen in der Halle X. Isacson ging laut Einwohnermeldeakte 1935 auf Reisen nach den Niederlanden, laut Meldekarte wurde ihm eine Wiederanmeldung nach Wesermünde 1936 versagt.

Herma besaß als Kind bürgerlicher Eltern schon ein eigenes Kinderzimmer. Davon konnten Kinder proletarischer Eltern im Paschviertel nur träumen,



„Die Möbel haben wir in den Sechzigern erneuert“, erzählt Herma Lahmann, „aber die Wände, Tapeten, Böden, Treppen sind original.“
NZ 23.12.2009, Foto Is

deren Wohnungen häufig mit vielen Menschen überbelegt waren. Herma musste hingegen nicht, um der gedrängten Enge der Wohnung zu entkommen, wie Arbeiterkinder auf der Straße spielen. Es wurde mit Freundinnen vorwiegend im Haus gespielt.

Das Kind bekam zu Weihnachten etwa im Jahr 1936 ein vom Vater selbst gebautes Puppenhaus geschenkt. Einige Monate nach Weihnachten, wenn das Puppenhaus die Aufmerksamkeit des Kindes verloren hatte, verschwand es auf dem Dachboden des Hauses. Vor dem nächsten Weihnachtsfest baute der Vater weiter an dem Puppenhaus, ergänzte es um Balkone, Möbel, Tapeten, Teppiche, Beleuchtung, Geschirr und die Tochter bekam es ein Jahr später zu Weihnachten erneut geschenkt. So ging es auch die nächsten Jahre und das Puppenhaus wurde immer größer und schöner.

In dem Haus Georgstraße 71 erlebte Herma mit zwölf Jahren den Bombenangriff auf Geestemünde: „Das war der 18. September 1944. Das war ein wunderschöner Tag gewesen. Wir waren noch mit Freunden in einem Garten, saßen abends am Tisch und ich polierte noch die Äpfel, das die so blank wurden. Kommt Alarm, wir gehen runter in den Keller und auf einmal begann dieser fürchterliche Angriff.“

In dieser Nacht waren so genannte ‚Christbäume‘ über Wesermünde abgesetzt worden, um den nachfolgenden Bombern das Ziel zu beleuchten. Damit war den Einwohnern bewusst, dass in dieser Nacht ihre Stadt Ziel des Angriffs werden würde.

Im Keller Georgstraße 71 war zufälligerweise ein Soldat auf Urlaub, der feststellte, dass man sich aus dem brennenden Haus in Sicherheit bringen müsse, wollte man überleben. Vorsorglich waren schon während des Krieges Durchbrüche durch die Wände zu den Kellern der Nachbarhäuser gestoßen worden. Einer dieser Durchbrüche wurde nun benutzt, um aus dem Keller des brennenden Hauses zu flüchten. Man lag mit angelegten Gasmasken in den Betten des Nachbarkellers, und wartete auf das Ende des Angriffs. Am Morgen retteten sich die Bewohner aus dem ebenfalls brennenden Nachbarhaus, in dem es immer heißer geworden war, ins Freie.

Die Familie Furnell bekam ein Notquartier zugewiesen. Die Mutter von Herma schrieb am 21. September 1944 eine für solche Fälle vor gedruckte Postkarte an die Schwägerin Hanna Furnell nach Hamburg mit der knappen Nachricht: „Eltern, Herma, ich leben. Alles verloren. Adr. Rode Schillerstr. 30 W.-G.“

Deutlich schreiben!

Lebenszeichen von *G. Furnell* (Zuname) (Vorname)

aus *Wesermünde Georgstr. 71* (Ortsangabe) (Straße)

Datum: *21. Sept. 44* (Inhalt zugelassen höchstens 10 Worte Klartext)

*Eltern Herma ich leben Alles verloren
Adr. Rode Schillerstr. 30 W.-G.*

31469 43 1 9

In den folgenden Tagen wurde ein vergeblicher Versuch unternommen, etwas aus dem Haus zu retten. Aber es war nichts übrig geblieben, außer verrußte, schwarze Hausmauern. Auch das hölzerne Treppenhaus und die Holzfußböden waren verbrannt. Nur einen Gegenstand besaß Herma aus ihrer Kinderzeit bis zum Ende ihres Lebens im Jahr 2011: das Puppenhaus.

In den Kriegsjahren war eine Verfügung erlassen worden, dass wegen der Brandgefahr alles Brennbares von den Dachböden Wesermündes zu entfernen war. Das Puppenhaus kam in die Fischhalle X in das ehemalige Geschäftshaus des jüdischen Unternehmers Louis Isacson, hat dort den Krieg heil überstanden und war bis zum Lebensende in Hermas Besitz. Wie das Puppenhaus hat ebenso der jüdische Unternehmer Louis Isacson den Nationalsozialismus überlebt. Die verweigerte Wideranmeldung nach Wesermünde war seine Lebensrettung.

Gespräch mit Herma Lahmann am 30.11.2009

Einwohnermeldeakte Louis Isacson,
Stadtarchiv Bremerhaven

Wesermünde, Hohenzollernring 6, 133, 919.
 Inhoff, Ernst, sen., Maschinist, Umlandstr. 27.
 — Ernst, jr., Schlachter, Umlandstr. 27.
 Int, August, Maler, Am Stagerat 32.
 — Willy, Am Stagerat 32.
 Inselmann, Albert, Schiffbauer, Langener
 Landstr. 36.
 — Christian, Kontorist, Lange Str. 35.
 — Heinrich, Tischler, Dehstedter Weg 108 i.
 — Herbert, Lange Str. 35.
 — Johann, Arbeiter, Kistnerstr. 4.
 — Marianne, Kontoristin, Lange Str. 35.
 Institut für Seefischerei mit Fischerei-
 Museum, Am Handelshafen, 1814.
 Intemann, Anette, Johannesstr. 3.
 — Annie, Rentnerin, Johannesstr. 3.
 — Luise, Georgstr. 55.
 — Pauline, Johannesstr. 3.
 Jrgang, Julius, Wührderstr. 3.
 Jernich, Frieda, Ehefrau, Goethestr. 48.
 Jerninger, Frieda, Schneid., Umlandstr. 35.
 — Karl, Steward, Umlandstr. 35.
 Jrsad, Karl, Kutcher, Widmersstr. 7.

Isacson, J., G. m. b. H., Fisch-Engros, Gel-
 senkirchen, Eink.=Abt. Weserm.=Fischerei=
 hafen, Halle 10, Abt. 34, Fischereihafen,
 1757.

4. Fische, Willy, Polizeiwachtmeister, Kaiser-
 Wilhelm-Str. 31.
 41. Fischer, Erna, Verkäuferin, Kronpr.-Allee 4.
 Fienberg, Emil, Maschinist, Meber Str. 1.
 Fienjee, Anna, landw. Gehilfin, Potsdamer
 Straße 17.
 — Frib, Steward, Buchstr. 47.
 — Johanne, Ehefrau, Kronpr.-Allee 5.
 — Wilma, Stübe, Potsdamer Str. 17.
 Fierloth, Karl, Gastwirt, Lutherstr. 12.
 — Wilhelm, Arbeiter, Brunnenstr. 12.
 — Wilhelm, Maler, Hopfenstr. 3.
 25. Fermann, Friedrich, Arbeiter, Frib-Neuter-
 Straße 34.
 Ffern, Hans, Maler, Georgstr. 57/59.
 Fimer, Waldemar, Kaufmann, Karstr. 8.
 Frael, Arthur, Postschaffner, Herm.-Lons-
 Straße 4.
 Fital, Käthe, Ehefrau, Paulstr. 5.
 Ftner, Friedrich, Viehhändler, Theestr. 7.
 — 2912.
 — Karoline, Wwe., Sursfeldstr. 2a.

Adressbuch 1934, Stadtarchiv Bremerhaven



Rosenstraße 17, 1908,
Archiv Bürgerverein Geestemünde



Friedrichstraße, ca. 1900,
Archiv Bürgerverein Geestemünde

Der viel- (aber nicht weit-) gereiste Bücherschrank

Mein Großvater übernahm Anfang der 1920er Jahre als Fischwerkermeister die Filiale der Seefischgroßhandlung (auch Reederei und Verarbeitung) Husmann & Hahn aus Cuxhaven im Geestemünder Fischereihafen. Herr Husmann war im 1. Weltkrieg gefallen und Diedrich Hahn erwarb, auch um Geld anzulegen, ein größeres Haus in Drangstedt, ein ehemaliges Wirtshaus „mit Ausspann“. In diesem wohnte die Familie während der Kinderzeit meines Vaters (Geb.-Jahrgang 1911). Aber in der damaligen Zeit galt: Wie gewonnen, so zerronnen. Im Jahre 1924 musste dieses - weil Geld für die Firma benötigt wurde - von Herrn Hahn wieder verkauft werden und meine Großeltern zogen nach Geestemünde in die Kurze Straße 30 (nach 1925 hieß diese dann Tulpenstraße), somit hatte mein Großvater einen kürzeren Arbeitsweg. Die Straßennamensänderung erfolgte aufgrund der Zusammenlegung von Lehe und Geestemünde als Wesermünde, somit konnte Lehe den Straßennamen Kurze Straße behalten.

Aus den Erzählungen meines Vaters weiß ich, dass besonders er und seine Mutter unter der ungewollten räumlichen Enge litten, sie waren ja besseres gewohnt. Das Paschviertel - ein reines Arbeiterviertel - war nicht unbedingt die „1. Adresse“. Er erinnerte sich noch genau, dass sich auf dem Hof 6 Toiletten befanden, die für 2 Wohnblöcke ausreichen mussten. Die genaue Anzahl der Per-

sonen wusste er nicht mehr. Untergebracht wurde jedenfalls ein kleiner Bücherschrank (ca. 120 cm hoch, 70 breit und 25 tief) aus dunkler Eiche, handgetischlert. Solange er denken konnte, meint mein Vater, war dieser im Besitz meiner Großeltern. Vorsorglich war mein Großvater bereits 1924 dem neu gegründeten Bauverein beigetreten und hatte somit eine Anwartschaft auf eine Neubauwohnung im neu gegründeten Stadtteil Süd.

Zwischenzeitlich begann mein Vater eine Lehre als Maler und Lackierer bei der Firma Paul Levy in der Straße „Am Rathaus 13“, also auf der westlichen Seite der Georgstraße, heute heißt sie Klußmannstraße. Malermeister Levy setzte sich dann ganz überraschend zu Beginn des Jahres 1929 nach Amerika ab und übergab seine Firma noch schnell seinem Altgesellen Heinrich Groth, welche dieser den Betrieb an der Arndtstraße dann noch bis in die 1980er Jahre führte. Viele Geestemünder können sich sicherlich noch an die See- und Wasserölgemälde erinnern, die bis Mitte der 1990er Jahre in der Arndtstraße gegenüber, wo er als Malermeister später lebte, in Schaufenstern ausgestellt waren. Mein Vater beendete dort die Lehre und im Juni 1929 konnte dann auch endlich eine Wohnung Am Skagerrak 93 bezogen werden, mit Badezimmer und einer eigenen Toilette! Natürlich zog auch der Bücherschrank mit um.

Dort wurde er dann 1930 bestückt mit einem Knaurs Gesundheitslexikon, 1931 mit 4 Bänden MEYERS LEXIKON: A-Gneis, Gneisenau bis Pappel bis Z und einem Atlas Band. Dazu kamen dann die gesammelten Werke Fritz Reuters (mein Großvater stammte aus Mecklenburg, Crivitz, Kreis Schwerin) aus denen er mir schon als Kleinkind vorlas, auch in Mecklenburger Platt. Dies hatte zur Folge, dass meine Großeltern - auch die mütterlicherseits - sich untereinander plattdeutsch zu bestimmten Themen unterhielten in der Annahme, das Kind verstehe dieses nicht, dem war aber durchaus nicht so.

1943, nach dem plötzlichen Tod meiner Großmutter, die ich leider nicht mehr kennenlernte, da ich erst 1945 geboren wurde, verzog mein Großvater zu seiner ältesten Tochter auf sein Altenteil nach Dingwörden, Krs. Neuhaus/Oste. Dort war es wohl ziemlich beengt. Somit wurde der Bücherschrank zunächst in Surheide in meinem Elternhaus untergestellt. Und dort blieb er dann auch, jedenfalls wurden die Lexika in meiner Schulzeit von mir viel benutzt.

Als mein Vater aufgrund eines schweren Schlaganfalls 1995 in ein Pflegeheim umsiedeln musste, entschied sich meine Mutter 1996 in eine Seni-

orenwohnung nach Geestemünde zu ziehen. Da die Wohnung natürlich kleiner war als das große Haus, wurde der Bücherschrank in mein Haus nach Geestemünde, Auf der Bult, gebracht. Ich nahm ihn gern, machte dafür sofort Platz, hingen doch für mich viele Erinnerungen daran.



Der Bücherschrank der Autorin, Archiv Blum

Im Jahre 2011 konnte ich mir eine Wohnung am Holzhafen in der Bismarckstraße kaufen, auch mir war mein Haus mit dem großen Garten in Grünhöfe als Einzelperson inzwischen viel zu groß geworden. Natürlich suchte ich zuerst einen geeigneten Platz für den alten Bücherschrank, der nunmehr mindestens um die 100 Jahre alt sein dürfte. Nun steht er ca. 50 m Luftlinie von seinem damaligen Standort im Paschviertel immer noch

oder wieder in Geestemünde. Im Regal befinden sich immer noch die gesammelten Werke Fritz Reuters, Meyers Lexikon in 4 Bänden, 8. Auflage, gedruckt 1931 beim Bibliographischen Institut Leipzig, zwei Ausgaben mit Werken von Maxim Gorki, Druckjahr 1927 und last but not least inzwischen die „Geschichte der Stadt Geestemünde“ von Georg Behrens, Verleger „Wesermünder neueste Nachrichten“, aus dem Jahre 1928.

Bremerhaven-Geestemünde, im Februar 2014

Wie das WICK VAPO RUB nach Geestemünde kam

Mein Name ist Edith Kluge, geborene Krull. Ich bin im 80. Lebensjahr. Auf Wunsch meiner Großeltern kamen meine Mutter, mein Bruder und ich im Jahr 1938 zu Besuch aus Amerika nach Wesermünde in die Grashoffstraße. In der Reiseapotheke war auch ein Glas WICK VAPO RUB. Irgendwann war die Salbe aufgebraucht und wir wollten sie in der „Ankerapotheke“ nachkaufen. Zu der Zeit war WICK VAPO RUB aber in Deutschland noch nicht zu haben. Der Apotheker der Ankerapotheke ließ sich von uns das leere Glas geben, denn auf der Banderole stand die Zusammensetzung der verschiedenen Inhaltsstoffe. So stellte er die Mixtur selber zusammen und wir hatten unsere heilsame Salbe wieder.



Ankunft Columbus-Kaje, Archiv Kluge



auf der Reise von den USA nach Geestemünde 1938, Archiv Kluge

Ein anderes Erlebnis hatten mein großer Bruder und ich im Krieg. Es gab eine Sonderzuteilung Butter. Für eine sechsköpfige Familie war das eine Menge. Mein Bruder und ich zogen mit einer großen Einkaufstasche los. Auf dem Nachhauseweg machten wir vor der damaligen „Drogerie Dubenhorst“ Pause und fingen das Naschen an. Hmmm, schmeckte die Butter gut! Aber wir waren das viele Fett doch gar nicht gewohnt. Nachts kündigten die Sirenen den Fliegeralarm an und wir liefen schlaftrunken zum Bahnhof in den Bunker. Mein Bruder und ich waren sooo schlecht zu Wege. Uns

war fürchterlich übel. Wir fingen an zu spucken und konnten gar nicht wieder aufhören.

Als Älteste von drei Geschwistern musste ich oft auf meine Brüder aufpassen. Der Große war neun Jahre, der Kleine saß noch in der Sportkarre und war ein und ein halbes Jahre alt. An einem schönen Sommertag gingen wir mit Spielfreundinnen zum Bürgerpark. Wir wollten Verstecken oder Fangen spielen. Meinen kleinen Bruder stellten wir bei der Ziehharmonika spielenden Figur ab. Irgendwann fiel mir auf, dass die Sportkarre leer war. Meine Spielkameradinnen und ich starteten sofort eine große Suchaktion. Wir befragten viele Spaziergänger. Alles vergebens! Plötzlich ging mein Blick zum See. Dort sah ich, wie zwei kleine Ärmchen aus dem Entenkraut auf und ab fuchtelten. Sofort sprang ich ins Wasser, schwamm einige Meter und rettete meinen kleinen Bruder vor dem Ertrinken. Er und ich waren über und über mit Entenkraut bedeckt. Laut weinend liefen wir nach Hause. Ob ich damals Schimpfe bekommen habe, weiß ich nicht mehr. Ich kann mich aber erinnern, dass mein kleiner Bruder noch tagelang das „grüne Zeug“ erbrochen hat.



Kluges Haus in den USA, Archiv Kluge

Erinnerungen an Meerjungfrauen im Querkanal, Ihmelspark und Anderem

Mein Name ist Christa Duden. Ich bin 80 Jahre alt und wohne seit meiner Geburt in der Lerchenstraße. Mein Opa ließ das Haus um die Jahrhundertwende in „Geestendorf“ bauen. 1911 kam meine Mutter dort in „Geestemünde“ zur Welt. Ich bin 1934 geboren worden, da hieß unser Stadtteil „Wesermünde“. Als meine Söhne 1958 und 1963 zur Welt kamen, wohnten wir immer noch in der Lerchenstraße, aber nun in Bremerhaven. So haben vier Generationen immer im gleichen Haus gelebt, nur hatte der Ort im Laufe der Jahrzehnte unterschiedliche Namen: Geestendorf, Geestemünde, Wesermünde und Bremerhaven.

Hier gab es vier Kolonialwarengeschäfte. Da konnte man neben Lebensmitteln auch Petroleum und Holzklunken (Holzschuhe mit Schaffell) kaufen oder mit einer Verschleißmaschine die Dosen mit dem Eingemachten dicht drehen lassen. Bei dem Konsumladen Auf dem Hülsen war eine Kohlenhandlung angegliedert. In zwei Häusern wurden aus großen Kannen Milch verkauft.

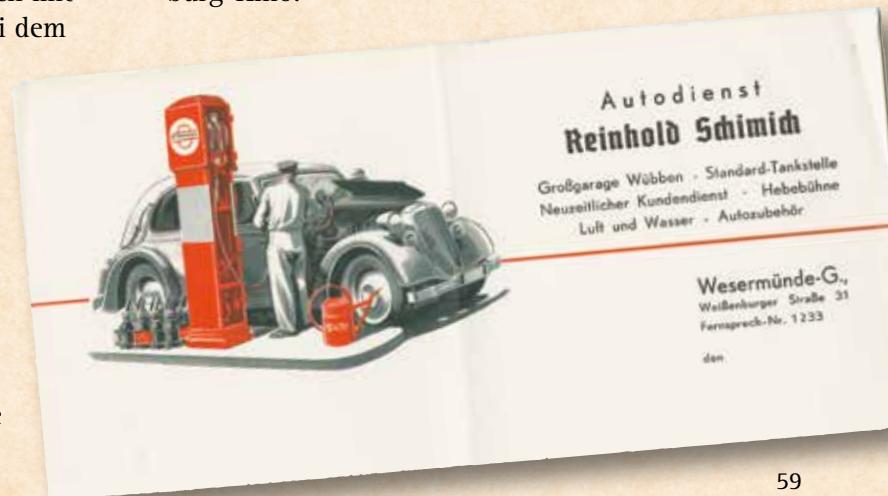
Außer einer Tauwerkfabrik und dem Drahtseilwerk gab es nur Ländereien und einen Gärtner am Friedhof.

In Richtung Surheide war Ihmelspark. Dort konnte man Ponykutsche fahren. Eine

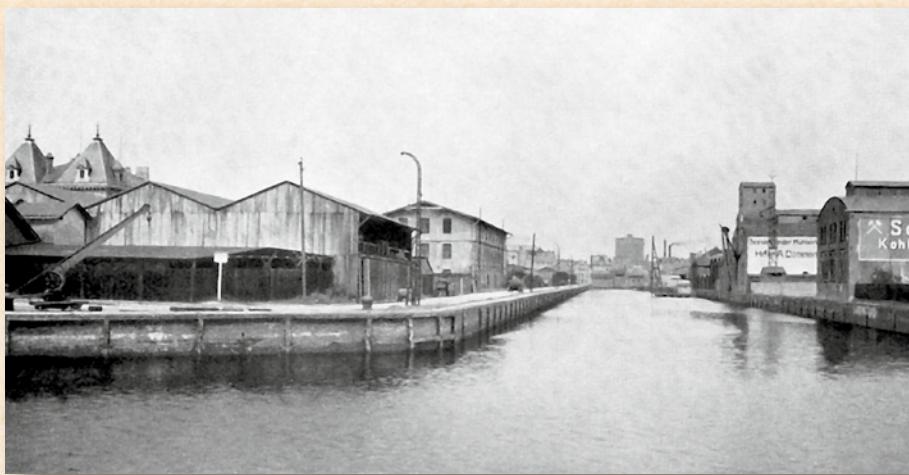
große Schaukel, die sich von rechts nach links bewegte, sowie eine Wippe und ein Karussell sorgten für viel Spaß. Opa Ihmels spielte dazu auf seinem Akkordeon. Die Besucher tranken Kaffee, futterten Kuchen und freuten sich über die drolligen Affen und den dicken Braunbären, die zum Ihmelspark gehörten.

Zum Einkaufen mussten wir in die Stadt, zu Schocken oder später zu Merkur. Obwohl wir ja in der Stadt wohnten, ist diese Redensart immer noch präsent. Wir gehen alle noch „in die Stadt“.

Meine Vorschulzeit verlebte ich in der Weißburger Straße. Mein Vater betrieb dort eine Tankstelle mit KFZ-Werkstatt. Es gab 32 Garagen und eine Sammelgarage. Da war später das Schauburg-Kino.



Da das Verkehrsaufkommen in der damaligen Zeit sehr gering war, konnte man gefahrlos alle Straßen überqueren und ich lief oft zum Querkanal. Da stand ich dann beim Zollamt, guckte aufs Wasser und erzählte jedem: „Da wo das so gluckert, ist mein Opa unten. Der ist Taucher und heute Abend erzählt er mir, was er alles erlebt hat.“ Das tat Opa auch: „Abenteuer unter Wasser, Meerjungfrauen, dicke, bunte Fische“ usw. Ja, mein Opa hatte einen wirklich tollen Beruf.



Querkanal, ca. 1920, Archiv Bürgerverein Geestemünde

Doch dann kam die Ernüchterung. Ein alter Kriegskamerad kam zu Besuch und fragte so im Gespräch: „Du Theis, kannst du denn in dem dreckigen Wasser überhaupt was sehen?“ „Nee“, sagte Opa: „Brauch ich ja auch nicht. Ich muss ja nur nachsehen, ob die Pier noch in Ordnung ist oder repariert werden muss. Oder ich muss die Kanalbrücke fetten, damit die gut aufgedreht werden kann. Ein altes Fahrrad hab ich mal raus geholt und einmal eine Wasserleiche. Da hatte sich ein junges Mädchen das Leben genommen.“ Ich war schwer enttäuscht von meinem Opa und habe ihm gesagt: „Du lügst und ich finde das nicht gut.“ Doch er meinte nur: „Deern, du hast mich so gelöchert, was sollte ich dir denn erzählen? Meine Unterwasserabenteuer haben dir doch prima gefallen.“ Da hatte er Recht, genauso wollte ich es hören.

Eingeschult wurden wir in der Humboldtschule. Aus unserer Gegend kamen 10 Mädchen und

5 Jungen. Wir mussten 20 Minuten laufen. Immer durch die Feldmark. Häuser gab es da keine. Einer hatte immer Unfug im Kopf. Das hat Spaß gemacht und war nie langweilig.

Wir waren alle in der Freien Turnerschaft und gingen einmal in der Woche zur Wilhelm-Raab-Schule, um zu turnen. Einige von uns bekamen mal einen Groschen, den wir dann bei Remke an der Post für Drops ausgaben, die wir dann ehrlich teilten. Einmal hatte ich 10 Pfennig und steckte sie in den Automaten. Die Rolle Drops kam raus und mein Groschen auch. Super! Noch mal! Groschen rein, Drops raus. Groschen auch. Na prima, wieder Geld rein. Drops raus. Geld auch. Wir waren begeistert. So eine Glückssträhne! Ich machte weiter. Es hatten schon alle eine Rolle und meine Jackentaschen waren prall gefüllt. Da ging nichts mehr mehr. Der Automat war leer. Aber meine 10 Pfennig, die hatte ich immer noch. Klasse! Als ich zu Hause ankam, und meiner Mutter von meinem

großen Glück erzählte, fand die das überhaupt nicht toll und es gab einen Riesenkrach. „Das ist Diebstahl“, schimpfte sie, „und du gehst morgen hin und entschuldigst dich. Ich werde mich erkundigen, ob du da gewesen bist. Den Schaden bringst du in Ordnung. Von mir bekommst du kein Geld, um diesen Blödsinn zu bezahlen. Frage Frau Remke, ob du ihr helfen kannst.“ Am nächsten Tag ging ich mit meiner Freundin in den kleinen Laden und stammelte meine Entschuldigung. Frau Remke lachte herzlich und meinte: „Ich glaube, ich hätte das genauso gemacht und mich auch riesig gefreut, dass der Automat so spendabel ist. Weil du dich so nett entschuldigst hast, darfst du die restlichen Drops behalten.“ Ich war sooo froh. Dann gab sie mir einen Zettel auf dem stand: Christa war hier und hat sich entschuldigt. Ich habe ihr verziehen. Sie wird es bestimmt nicht wieder tun.

Unsere Wurst kauften wir bei Reichstein. Da gab es immer ein Stück Jagdwurst, die der Schlachter aufgerollt über den Tresen reichte. LECKER! Eines Tages bekam ich aber ein Stück „Bremer Gekochte“. Die schmeckte mir noch besser. Beim nächsten Einkauf sagte ich gleich beim Betreten des Geschäftes: „Ich möchte aber ein Stück neue Wurst, die mag ich lieber.“ Nun hatte die Fleischwurst ihren Namen weg. NEUE WURST, so heißt sie heute noch bei uns, nach 75 Jahren.

Ganz lecker lag mir Süßholz in Erinnerung. Das kaufte ich immer bei zur Wieden. Als ich mit meinen Söhnen einmal die Schifferstraße entlang spazierte, blieben wir vor dem Schaufenster der Drogerie stehen und freuten uns über den nickenden Wurzelsepp



im Fenster. Ich habe den Jungs erzählt, dass ich mir hier immer Süßholz gekauft habe und das ganz lecker geschmeckt hat. Das musste man lange kauen und dann war es herrlich süß. Das wollten die beiden probieren und ich ging in den Laden. Da stand ein sehr großer, schlanker, freundlicher Mann mit einem langen, weißen Kittel und ich fragte, ob es noch Süßholz gibt. „Oh ja“, sagte er, „Süßholz ist der Grundstoff für Lakritzen und für Tee wird er auch gerne genommen.“ Dann holte er eine kleine, weiße Spitztüte mit blauen Sternchen und füllte sie mit Süßholz. Ich freute mich, meinen Söhnen diese Köstlichkeiten anbieten zu können. Gespannt auf ihre Reaktion gab ich jedem ein dickes Stück und sagte: „Nun müsst ihr tüchtig drauf kauen, dann schmeckt es ganz süß.“ Meinen Satz konnte ich nicht beenden. Ein langes: „Ihhh, das ist ja grausam! Und das hast du gegessen?“ Dann spuckten beide im großen Bogen alles aus. Das konnte doch überhaupt nicht sein. Hatte ich doch ganz oft ein Tütchen dieser leckeren Kostbarkeiten gekauft. Ich verstand die Welt nicht mehr, steckte mir ein Stück in den Mund und musste den Jungs Recht geben. Das schmeckte wirklich furchtbar. Schnell spuckte auch ich mein Leckerli aus und dachte nur: „Wie kann so ein ekelhaftes Zeug in der Erinnerung herrlich süß sein.“



Die Schillerstraße von der Raabestraße gesehen, ca. 1910, Archiv Bürgerverein Geestemünde

Schillerstraße

Es ist eigentlich ein Zufall, dass ich gerade hier von einer Geschichte berichten kann, die sich vor fast 65 Jahren zugetragen hat.

Als in Geestemünde wohnender Junge wurde ich 1947 in die Humboldtschule eingeschult. Sie war neben der heutigen Wilhelm-Raabe-Schule die einzige in Geestemünde noch vorhandene Schule, jedoch auch mit Kriegsschäden. Die Allmersschule war ausgebrannt, ebenso die Schule in der Schulstraße, die Schule am Geestemünder Neumarkt, sowie die Mädchenschule an der Klußmannstraße. Da viele Familien ausgebombt waren und zumeist im Landkreis lebten, war die Knappheit der Plätze in den Schulen nicht zu groß.

Den Erstklässlern wurde Vormittagsunterricht angeboten, die älteren Klassen hatten teilweise nachmittags zu erscheinen, weil für die Anzahl der Schüler die Klassenräume fehlten.

Mein morgendlicher Weg führte vom Sedanplatz aus, wo wir bei den Großeltern wohnten, durch die Weißenburger Straße, die zu diesem Zeitpunkt zwischen Kehdinger und Buchtstraße noch ein Feldweg war. Auf der linken Seite befanden sich Gartenparzellen, die jedoch den Blick freigaben auf den Hauptbahnhof. Das Haus an der Ecke zur Buchtstraße hatte einen Bombentreffer erhalten und war teilweise eine Ruine.

Im südlichen Teil der Weißenburger Straße befand sich auf der rechten Seite ein roter Backsteinblock, der sein Aussehen in all den Jahren kaum verändert hat. Gegenüber war eine Ladenzeile, die jedoch nur im Erdgeschoss existierte. Hier befand sich das Beerdigungsinstitut Koop. Daran schloss sich eine Tankstelle an. Das Eckhaus zur Johannesstraße auf der linken Seite schien unversehrt, jedoch befanden sich gegenüber zwei Häuserruinen. Nun bog ich rechts um die Ecke in die Johannesstraße und dann links in die Spichernstraße. Der Block auf der linken Seite war unversehrt, gegenüber aber waren Ruinen. Bei Starkwind heulte es durch die Mauerreste, und einmal erlebte ich, dass eine Zwischenwand zusammenbrach.

Die Häuser zwischen Lilienthalstraße und An der Mühle waren ebenfalls von Bomben getroffen worden, jedoch nicht ganz ausgebrannt. In einem befand sich eine Bäckerei. Die alte Geestendorfer Mühle lag gegenüber nur noch als trauriger Rest und ausgebrannt. Die Molkerei hatte den Betrieb vermutlich nicht einstellen müssen. An der Mühle wandte ich mich nach rechts und ging dort bis zur Schillerstraße. Auf der rechten Seite lagen nur Ruinen, und das Gebäude der Anker-Apotheke auf der linken Seite war noch erhalten. Da es in dieser Zeit kaum Verkehr gab, ging ich einfach über die Straße, denn Ampeln gab es nicht.

Auch in dem folgenden Teil der Schillerstraße gab es viele ausgebrannte Häuser, auf der linken Seite jedoch mehr als auf der rechten.

Schließlich erreichte ich die Humboldtschule und ging zur Hofseite, wo für uns Schüler der Eingang war. Auch das Schulgebäude hatte Kriegsschäden: Das oberste Geschoß war ausgebrannt und der Turnhalle fehlten Dach und Inneneinrichtung. Unser Sportunterricht fand, wenn überhaupt, auf dem Hof im Freien statt.

Nach dem Unterricht ging es dann wieder heimwärts, meist mit anderen Mitschülern, die den gleichen Weg hatten. Und auf einem dieser Heimwege kamen wir an diesem Haus oder dem, was davon noch übrig war, vorbei. Man hatte die Trümmer entfernt und bis zur Kellerdecke die Mauern abgetragen. Im Kellergeschoss befand sich Regenwasser, das nicht ablaufen konnte. Was wir dort gemacht haben, weiß ich heute nicht mehr, jedoch legte ich meinen Essnapf, bestehend aus einer alten Konservendose mit einfachem Draht als Henkel aus der Hand und vergaß ihn anschließend mitzunehmen.

Natürlich bekam ich zu Hause die Frage gestellt, wo mein Essgefäß wäre, aber ich hatte eine Ausrede, dass mir dieses gestohlen worden sei. Da man auf die Schulspeisung angewiesen war, fertigte mein Großvater mir einen neuen Henkeltopf, wieder aus einer Konservendose.

Am nächsten Tag fand ich dann hier den alten Henkelmann beim Rückweg von der Schule und warf ihn, da ich ja Ersatz hatte, in das Kellergeschoss, wo er dann auch bald versank.

Wie auf alten Bildern zu erkennen ist, war die Schillerstraße früher auf beiden Seiten von Ahornbäumen bestanden. Was von den Bäumen den Krieg überstanden hatte und das alte englische Rautenpflaster, das man heute noch auf dem Theaterplatz sehen kann, wurde bei der Neugestaltung der Straße vor vielen Jahren beseitigt. Etwas mehr als ein Dutzend neue Bäume wurden wieder angepflanzt, wie man heute sehen kann.

Gebäude, die aus der Zeit vor dem Krieg stammen, sind nur noch vereinzelt in diesem Straßenzug zu erkennen. An- und Umbauten, sowie Neubauten haben von den 1950er Jahren und bis in die heutige Zeit das Aussehen der Straße sehr verändert. Statt der kleinen Häuser aus den Gründungsjahren des Stadtteils, wie man sie noch zwischen Bucht- und Grashoffstraße auf der Ostseite antrifft, sind es moderne höhere Bauten.



*Buchtstraße 34, 1910,
Archiv Bürgerverein
Geestemünde*

Eine Kindheit in Geestemünde

Im Jahre 1950 zogen wir von Neckarweihingen, einem kleinen Dorf in der Nähe von Ludwigsburg, um nach Bremerhaven, weil mein Vater in der Deutschen Fischwerbung als Presse-Chef neue Arbeit fand. Dieser Umzug führte uns in den Stadtteil Geestemünde, genauer gesagt in die Bleßmannstraße Nr. 12. Dort bewohnten wir den ersten Stock einer alten Villa, die einer Familie Möllenkamp gehörte. Rückblickend sind es in erster Linie Erlebnisse aus meiner Kindheit und aus der Zeit, die ich als Jugendlicher Jahre später in der Dürerstraße verbracht habe, die heute, 50 Jahre danach, vor meinen Augen auftauchen. Der Besitzer der Villa war ein gewisser Dr. Rudolf Möllenkamp, seines Zeichens ein Oberstudienrat der Raabe-Schule. Zeitlebens habe ich diesen Menschen ob seines großen Wissens bewundert, obwohl ihm als Lehrer der Ruf allergrößter Strenge vorauselte. Aber dieser Mensch hat etwas ganz Famoses vollbracht, das heute kaum noch einem Menschen in Erinnerung sein dürfte. Er bepflanzte doch tatsächlich die ganze Bleßmannstraße mit Lindenbäumen, und kümmerte sich sein Leben lang rührend um sie. Als er eines Tages feststellte, dass die Linden von Gespinstmotten befallen waren, ließ er es sich nicht nehmen, alle Bäume, auf der Leiter stehend, mit einem Besen von den Motten zu befreien. Die Linden säumen auch heute noch die Straße, und ich glaube, dass der Geist des Dr. Möllenkamp noch immer in ihnen wohnt.

Es ist nicht so einfach, sich heute, nach so vielen Jahren, an Dinge zu erinnern, die damals das Leben bestimmten, das Leben in einer vom Krieg gebeutelten Stadt. Selbst in der Bleßmannstraße befanden sich noch die Ruinen der Häuser, die von Brandbomben getroffen waren. Für uns Kinder waren es Abenteuerspielplätze, wie sich leicht denken lässt, für die Erwachsenen waren es die Überbleibsel eines wahnwitzigen Krieges. Aber das Leben musste weitergehen, und die Stadt musste wieder aufgebaut werden. Zwei akustische Signale tauchen jetzt bei mir auf, zum einen war es das Dröhnen und Schlagen der Dampfhammern, die an allen Ecken und Enden der Stadt lange Eichenpfähle in den Boden ramnten, auf denen die Fundamente der neuen Häuser gestellt wurden und zum anderen war es das Tuten des Nebelhorns, was uns allen unzweideutig signalisierte, dass man draußen die Hand kaum vor Augen sehen konnte. Und dann gab es noch ein anderes Signal, etwas, das allen in die Nasen stieg, und das war der Gammelgeruch, der im Fischereihafen aus der Fischmehlfabrik aufstieg und bei südwestlichen Winden die gesamte Stadt überzog. Unabhängig davon, dass dieser Geruch leichtentuchähnlich daherkam und Würgen und Krächzen hervorrief, war er doch ein zuverlässiger Wetterbote. Man konnte die Uhren danach stellen, dass es irgendwann zu regnen begann oder dass im Sommer sich ein Gewitter einstellte.

Das alles hat uns jedoch als Kinder wenig interessiert. Wir nahmen es zur Kenntnis, mehr nicht. Für uns gab es wichtigere Dinge, nennen wir es Schule, Spielen und Streiche!

1950 stand neben der Raabeschule an der Hohenstaufenstraße ein barackenähnliches Gebäude mit drei Klassenzimmern. In einem dieser Räume war unsere 1. Klasse untergebracht, allerdings nur für einige Monate, denn wenig später siedelten wir über in die neu erbaute Hermann-Löns-Schule, eine Grundschule, die von der 1. bis zur 6. Klasse führte. Als ich nach der sechsten Klasse überwechselte auf das Gymnasium, da war es wieder die alte Baracke an der Raabeschule, in die wir als Gy 7a einzogen. Wenig später wurde sie abgerissen, und wir erhielten einen neuen Klassenraum im Hauptgebäude. Über die Schulzeit eingehender zu sprechen, würde aber an dieser Stelle den Rahmen sprengen. Heute gibt es die Hermann-Löns-Schule nicht mehr, sie musste einem neuen Supermarkt weichen.

Damals endete die Rheinstraße genau am östlichen Ende der Bleßmannstraße, dort wo die Neuapostolische Kirche steht. Von hier aus erstreckte sich ein unbebautes Gebiet, das zur Rechten von einigen Schrebergärten begrenzt wurde, die direkt vor dem Bahndamm lagen, und zur Linken von den lang gestreckten Gärten der Bachstraße, nur unterbrochen durch das Areal eines Schrotthändlers. Wir nannten dieses gesamte Gebiet: die „Wüste“, weil dort außer Gräsern und Heide nichts wuchs. Es lässt sich leicht denken, dass die „Wüste“ zu unserem Lieblingsspielplatz wurde, konnten wir uns doch hier ungestört Höhlen bauen und einer anderen Lieblingsbeschäftigung nachgehen, dem Zün-

deln. Ich erinnere mich daran, dass die Feuerwehr zweimal ausrücken musste, um einen Flächenbrand in der „Wüste“ zu löschen. Natürlich waren wir völlig unschuldig und behaupteten, fremde Jungs hätten das Feuer gelegt.

Die Bleßmannstraße mündete westlich in die Elbestraße. Parallel zur Elbestraße verlief die Eisenbahntrasse, auf der in regelmäßigen Abständen Koks für die dort gelegene Gasanstalt geliefert wurde. Daran angrenzend stand der große Gasometer. Zwischen der Elbestraße und der Kokerei säumten wohl an die 20 Meter hohe Pappeln und verschiedenes Buschwerk die Eisenbahnstrecke. Eigentlich war das kein idealer Platz für uns Kinder, dennoch suchten wir dieses Gebiet von Zeit zu Zeit auf, weil wir es ungeheuer aufregend fanden, uns, während der Zug die Strecke entlang fuhr, im Buschwerk zu verstecken. In diesem Zusammenhang fällt mir eine kleine Geschichte ein, die dort passiert war. Es sei noch erwähnt, dass die Kokerei oft von Kindern aufgesucht wurde, die an „Keuchhusten“ litten, da ihnen die Luft hier Erleichterung verschaffte.

Weil es im „Musikerviertel“ keine freistehenden Bäume gab, die wir erklettern konnten, versuchten wir uns eines Tages an den großen Pappeln an der Bahn. Eigentlich ein Unding, denn Pappeln sind bei Leibe nicht gut zu erklettern, da ihre Äste nur senkrecht nach oben streben. Es gelang uns tatsächlich, einige Meter an einem Baum hinauf zu klettern, was sich als sehr gefährlich und zudem mühselig herausstellte. Lutz U. aber traute sich so lange nicht in die Pappel aufzusteigen, bis wir ihn einen jämmerlichen Angsthasen nannten, mit dem man nichts anfangen konnte. Das saß. Also stieg

Lutz auf die geforderte Höhe hinauf. Das Drama begann mit seinem Abstieg, denn er fand unten keinen Halt und zog wieder und wieder seinen Fuß zurück. Nach etwa zehn Minuten vergeblichen Bemühens, fing Lutz in etwa 5 Meter Höhe an zu weinen. Er weinte und weinte, versuchte immer wieder seinen Fuß auf einen unter ihm liegenden Ast aufzusetzen, zog ihn dann aber immer wieder weinend zurück. Wir sahen ein, dass er sich in einer Notlage befand, und beschlossen, lange Nägel zu besorgen, um Lutz den Wiedereinstieg ins Leben zu ermöglichen. Wer aber hatte 12cm lange Nägel? Keiner! Also krampften wir unser ganzes Geld zusammen und fuhren mit dem Fahrrad zum Holzhafen, wo es ein Metallwarengeschäft namens Lohrengel und Hesse gab, kauften sechs Stück 12 cm lange Nägel, fuhren zurück zu dem immer noch auf dem Baum weinenden Lutz, schlugen die Nägel in den Baum und befreiten so den oben Gefangenen. Es war übrigens das letzte Mal, dass wir versucht hatten, eine Pappel zu erklettern. Damit hatte sich auch der Aufenthalt in diesem Gebiet für uns erledigt.

Es gab in unserer Gegend nach meiner Erinnerung sehr viele Kinder im Alter zwischen 5 und 14 Jahren. Ich habe sie alle einmal aufgeschrieben und kam auf sage und schreibe 15 Kinder. In den warmen Jahreszeiten waren die Straßen reichlich „bevölkert“, sehr zum Verdruss der Anwohner, mussten sie doch mit allerlei Schabernack rechnen, der mit ihnen getrieben wurde. Wir schreckten auch nicht davor zurück, beim „Kriegenspielen“ quer durch die Privatgärten zu laufen, um am anderen Ende auf einer parallel laufenden Straße wieder zu erscheinen. Zudem waren die Klingelstreiche eine willkommene Abwechslung für uns.

Für Abwechslung sorgten auch drei Menschen, die in der Bleßmannstraße immer wieder einmal auftauchten. Es waren dies ein Lumpensammler namens Hans, ein Scherenschleifer und die in allen Stadtteilen bekannte „Granatfrau“, der man sogar ein Denkmal gesetzt hat, das heute in der „Bürger“ zu sehen ist. Bei uns Kindern fand sie jedoch weniger Beachtung, wo hingegen wir den Lumpensammler Hans oft ein ganzes Stück begleiteten, nicht nur weil er so aussah wie die Lumpen, die er auf einem Leiterwagen hinter sich her zog, sondern, weil er uns gleich zu Beginn seines ersten Auftretens erklärt hatte, dass er bald ein Auto und sogar ein Flugzeug besitzen würde. Die Folge war, dass wir hinter ihm her rannten und riefen: „Na, Hans, hast du dein Auto schon und auch das Flugzeug?“ Kinder können grausam sein!

Es war auch die Zeit, da die ersten Comic-Hefte erschienen, die wir geradezu verschlangen. Es gab zunächst ganz ungewöhnliche kleine Hefte etwa im Format 20 x 8 cm. Sie kosteten nach meiner Erinnerung 60 Pfennig, und erschienen wöchentlich. Die Helden hießen Sigurd, Akim und Tibor. Und es gab natürlich die heiß begehrte „Mickey-Maus“. Wenig später wurde das Lesen bereichert durch die Sciencefiction-Serie „Perry Rhodan“ und nicht zu vergessen all die



Archiv Geschichtswerkstatt

Karl May Bücher, die oft noch spät abends unter der Bettdecke gelesen wurden.

In dieser Zeit war es auch keine Seltenheit, dass ein Pferdefuhrwerk daher kam, auf dessen Leiterwagen Kartoffeln, Kohlen oder sonst etwas transportiert wurde. Das brachte es mit sich, dass Pferdeäpfel auf der Straße lagen. Allerdings keine fünf Minuten, denn danach lagen sie schon fein säuberlich verteilt auf den Rosenrabatten der Anwohner und vielleicht sogar auf einem Stück Gemüsebeet, was damals auch im „Musikerviertel“ keine Seltenheit war.

Mit zunehmendem Alter dehnten wir unser Terrain aus. Im Süden war für lange Zeit der Holzhafen die magische Grenze, und im Osten wurde es der Bürgerpark. Die Geeste, an der die Sand- und Kiesberge der Firma Rathjen lagen, war die natürliche Grenze im Westen. Bei unseren Streifzügen, wobei fast ein jeder einen Stock mit sich herum trug, stiegen wir heimlich die Berge hinauf und rutschten dann johlend runter. Sehr zum Ärgernis des Baggerführers, der nicht nur einmal schimpfend hinter uns her rannte.

Eigentlich wurde diese Grenze nur auf dem Weg ins Weserbad überschritten. Das Weserbad erreichte man entweder über die alte Geestebrücke, oder man konnte mit einem Ruderboot den Fluss überqueren. Der Fährmann war augenscheinlich ein Seemann, den ich heute noch vor mir sehe mit seinem „Elbsegler“ und seinem Trojer (Seemannspullover). Bleibend in Erinnerung sind bei mir seine riesigen, von Hornhaut überzogenen Hände, die die Ruder umfassten. Die Überfahrt kostete 10 Pfennig. Ich erinnere mich auch noch daran, dass ein

wohl 30 Meter langer hölzerner Steg im Weserbad bis fast an die Fahrrinne reichte, von dem wir bei Hochwasser ins modderige Wasser sprangen. Da es noch keine Kläranlage gab, schwammen bei ablaufendem Wasser reichlich Fäkalien im Wasser herum, weswegen das Weserbad den legendären Namen „Ködelbad“ erhielt. Dann gab es hier noch ein eigenartiges Gerät, das man „Hauruck“ nannte. Das Ganze glich einer überdimensionalen Schiffschaukel, auf der man hintereinander saß, und mit der man hin und her schaukeln konnte, wobei alle „Hauruck, hauruck“ schrieten, was der Schaukel den Namen gab. Diejenigen, die ganz vorne saßen, sprangen ab einer gewissen Höhe in hohem Bogen in den Sand. Das rief sofort den Bademeister auf den Plan, der hatte sich nämlich, bei eventuellen Verfehlungen unsererseits, etwas Zeitraubendes ausgedacht. Er drückte uns einen grünen Eimer in die Hand und sagte: „Eine Stunde Papier auf sammeln.“ Was wir murrend zur Kenntnis nehmen mussten, da wir sonst des Feldes verwiesen wurden!

Tragisch endete der erste Tag im neu eröffneten Hallenbad. Das Schwimmbecken war derart gefüllt, dass man nicht bemerkt hatte, dass ein Mädchen untergegangen war. Alle Bemühungen, das Kind zu reanimieren, schlugen fehl. Es war, so viel ich weiß, das erste und einzige Todesopfer, was man dort beklagen musste.

Schwimmen zu gehen war lange Zeit für mich fast unverzichtbar. Dem Weserbad folgte das „Neue Lunesiel“ und wenig später das besagte Hallenbad. Wo immer es Wasser gab, in das man reinspringen konnte, war ich dabei. Das Hallenbad hat mich zeitweise zweimal am Tag zu Gesicht bekommen.

Ansonsten war es natürlich das Fußballspielen, was einen Großteil unserer Freizeit ausmachte. Zunächst auf dem kleinen Platz vor der neuapostolischen Kirche, dann auf dem Spielplatz am Holzhafen und auf der sogenannten „Spielwiese“, die im Bürgerpark vor der Waldschenke, einem Restaurationsbetrieb mit großem Ballsaal, in dem später die ersten Rockkonzerte stattfanden, lag. Hier fanden auch die ersten Konzerte einer Gruppe mit Namen „Macbeats“ statt, dessen Leadsänger kein anderer als Stefan Remmler war, der in späteren Zeiten mit der Gruppe „Trio“ Ruhm einheimste. Übrigens, der Stefan Remmler ist ein echtes Geestemünder Kind, wohnte er doch bis zu seinem 18. Lebensjahr in der Walter-Delius-Straße. Hat er das eigentlich je öffentlich gemacht, dass er ohne Geestemünde nicht das geworden wäre, was er heute ist?

Der Bürgerpark und der Holzhafen waren immer wieder das Ziel unserer Exkursionen. Zwei fast vergessene Einrichtungen fand man damals in der Nähe des Holzhafens, zum einen war es die erste Fischbratküche, die nach dem Krieg in einem Bunker an der Rheinstraße untergebracht war, zum anderen war es „Gruber's Eiscafé“ in der Bismarckstraße. Ich glaube, es war überhaupt das erste Eiscafé, das es in Bremerhaven gab. Später siedelten dann die Grubers um in die Ludwigstraße/Ecke Schulstraße. Lange Zeit haben mich die Grubers noch begleitet, auch dann noch, als anstatt des Eisbechers eine Flasche Herforder Pils vor mir auf dem Tisch stand.

Höpker's Fischbratküche war ein Unikum. Die Decke eines merkwürdigen zylinderförmigen Bunkers ragte bogenförmig etwa zwei Meter aus der Erde heraus. Man ging einige Stufen auf einem roten

Kokosläufer hinab, der die Fischbratküche mittig bis zum Tresen durchquerte, und traf dort auf einen Hünen von Kerl, der mit seiner Kochmütze uns Kindern noch größer erschien, als er ohnehin schon war: Egbert Höpker! Wenig später zog der Egbert samt seiner Fischbratküche in ein Gebäude an der Bismarckstraße, das etwas zurückversetzt zwischen den Häusern lag, was allerdings auf die Größe des Mannes keinerlei Einfluss nahm. Er war und blieb für mich immer ein Riese.

Der Bürgerpark war vor allen Dingen im Winter der große Anziehungspunkt schlechthin. Wir alle erlernten hier das Schlittschuhlaufen, das uns über die sogenannten „Sieben Teiche“ bis hin zu den Gräben trug, die die Wiesen in Richtung Schiffdorf trennten. Hier gab es die meisten nassen Füße und hernach die Erkältung, die uns ins Bett zwang. Der Drachenberg war die höchste Erhebung weit und breit und wurde gleichermaßen mit Schlitten und Schlittschuhen befahren. Als Gemeinheit betrachteten wir das Abstreuen unserer spiegelglatt präparierten „Abfahrten“ vom Drachenberg mit Sand durch die Parkwächter. Da war es dann aus mit den rasanten Abfahrten, und wir verließen schimpfend das Gelände.

Ich erinnere mich an zwei Begebenheiten, die den Bootsteich betreffen. Während wir dort Schlittschuh liefen, gab es plötzlich eine große Menschenansammlung in Höhe der Brücke, die den Teich fast mittig überquert. Beim Näherkommen stellten wir fest, dass die Durchfahrt unter der Brücke von Feuerwehrleuten abgesperrt war. Man erklärte uns, dass ein Dackel in einem Kaninchenbau feststeckte und dass man jetzt versuchen würde, ihn auszugraben. Nach über zwei Stunden hatten

sie das winselnde Kerlchen tatsächlich befreit, und die Durchfahrt wurde wieder freigegeben.

Das andere Ereignis betraf mich selbst. Ich war etwa 8 Jahre alt, als mein Vater mir von einer Geschäftsreise Anfang März ein Segelboot mitbrachte das eigenartigerweise die Form eines Holzschuhs besaß. Gegen den Willen meiner Mutter und meiner Großmutter machte ich mich mit meinem Jugendfreund Wilhelm Kuper auf zum nahegelegenen Bootsteich, um das Boot seinem Element zu übergeben. Angeleint an eine Schnur, setzten wir das Boot an einem großen Stein, der direkt am Ufer lag, ins Wasser. Ich gab dem Boot einen Stoß, verlor das Gleichgewicht und fiel in das eiskalte Wasser des Sees. Zunächst wusste ich nicht, wo oben und unten war, dann tauchte ich für einen Moment auf, sah meinen Wilhelm davon laufen und versank wieder im Wasser. Dann sah ich, nach oben blickend, den goldenen Strahlenkranz der Sonne, und aus diesem Strahlenkranz tauchte urplötzlich eine Hand auf, die mich empor zog und ans Land setzte. Es war die Hand meiner Großmutter. Meine Großmutter hatte, wie mein Vater, das sogenannte „Zweite Gesicht“. Sie hatte erahnt, dass etwas passieren würde, weil wir beide noch nicht schwimmen konnten, und war uns gefolgt. Wann immer ich an diesem Stein vorbei gekommen bin, auch in späteren Jahren, habe ich mich dankbar an meine Lebensretterin erinnert.

Nicht so interessant war der Bürgerpark im Sommer für uns. Hin und wieder, wenn das Geld reichte, gingen wir rudern oder stromerten herum, fast immer argwöhnisch beobachtet von den Augen der „Parkeule“, wie der Parkwächter von allen genannt wurde. Eine aufregende Sache war das Beobachten

von Liebespaaren, da wir natürlich versuchten, uns so nahe wie möglich an das Geschehen heranzupirschen, wobei es durchaus möglich ist, dass sich die nachfolgende Generation später auch an mich und meine damalige Freundin herangepirscht hat. Wer weiß?

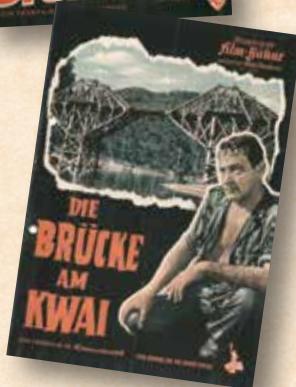
Das Wort „Freundin“ bringt mich augenblicklich auf eine andere sehr geschätzte Freizeitgestaltung. Es waren die Kinos, die uns alle magisch anzogen. Das sogenannte „Amerika-Haus“, das von den Amerikanern nach dem Krieg wohl in allen Großstädten eingerichtet wurde, war das Gebäude, in das später die „Tanzschule Beer“ einzog.



Kinoanzeigen in der Nordsee-Zeitung, 1957, Archiv Geschichtswerkstatt Geestemünde

Hier, in dem Keller dieses „Amerika-Hauses“, sah ich meinen ersten Kinofilm. Das erste offizielle Kino in Geestemünde dürfte wohl die „Schauburg“ in der Johannesstraße gewesen sein. In der Schauburg liefen am Sonntag die uralten Western mit Alan Ladd, John Wayne und die „Fuzzy-Filme“, nicht zu vergessen: „Tarzan“ mit Jonny Weismüller. In kürzester Zeit war Bremerhaven durchgezogen von Kinos. Ich habe im Nachhinein tatsächlich 16 Kinos gezählt. Vier davon gab es in Geestemünde, die bereits erwähnte „Schauburg“, dann „Europa“, „Admiral“ und das „Rex“, die alle drei in der Georgstraße lagen. Später eröffnete das legendäre „Bali-Kino“ im Hauptbahnhof, in dem man mich durchaus antreffen konnte, wenn in der Schule gerade für mich uninteressante Stunden liefen.

Es lässt sich natürlich denken, dass es so viele Kinos gab, denn das Fernsehen lag noch in den Kinderschuhen. Die ersten Fernsehfilme, die uns Kinder vor die Mattscheibe trieb, waren „Fury“, „Flipper“ und „Am Fuß



der blauen Berge“. Alle drei Sendungen liefen am Sonntagnachmittag.

Nicht zu vergessen: die Kultsendung „Bonanza“. Mike Nelson's „Abenteuer unter Wasser“ und „Sprung aus den Wolken“ riefen uns alltags am späten Nachmittag vor den Schirm. Dennoch hatte der Kinogang höheren Stellenwert. Dazu trugen vor allen Dingen die „Cinemascope-Filme“ auf breiter Leinwand bei.

Das war die Zeit, da die Freundin mit auf dem Kinoplan erschien. Es war nicht unbedingt der Inhalt der vielen Filme, die ich zusammen mit ihr gesehen habe, vielmehr war es das Händchenhalten, das den Kinogang unumgänglich machte, nach dem Motto: im Dunkeln ist gut munkeln.

*Kinovorschauen,
Archiv Hergesell*

Von „Tannenbaumschlachten“ und Birnenklau in „Pastorsgarten“

Vorausschicken muss ich, dass ich in der Georgstraße 89 von 1964 bis Mitte der 1980er Jahre aufgewachsen bin. Ich gehöre zu der Spezies der geburtenstarken Jahrgänge (1963), wie man so schön sagt. Das schicke ich voraus, weil, wenn man heute auf die Straßen schaut, kaum noch eine größere

Anzahl von spielenden Kindern zu sehen ist.

Aber zurück zu den oben genannten Themen. Die Georgstraße war und ist es wohl immer noch, eine der befahrensten Straßen der Stadt. Täglich sausten hier „Laster“ mit Containern, Autotransporter und natürlich unzählige PKW entlang. Dieses spezielle Viertel umfasste vier Blöcke, die quer zur Georgstraße standen bzw. noch stehen (Block 1 von Nr. 89, 91,93, Block 2 von Nr. 95, 97, 99, Block 3 von Nr. 101, 103, Block 4 von Nr. 105, 107). Das „kleine“ Spielgebiet bzw. Viertel wurde von der Lenthestraße zum Süden hin, von der Mushardstraße zum Osten hin und von der Straße An der Mühle, begrenzt. Wenn ich diese Geschichte meiner Frau erzähle, kann sie sich gar nicht vorstellen, dass man dort leben konnte.

Wir spielten aber nicht direkt an der Georgstraße, was uns unsere Eltern ja auch eingebläut hatten, sondern auf den dazwischen liegenden Rasenflächen. Begrenzt wurde das Ganze zum Osten hin von dem „Pastorsgarten“. Dieser war ein größerer Garten, der zum Superintenden-Haus in der Talstraße gehörte. Pro



Georgstraße, Ecke An der Mühle, Archiv Henn



zwischen den Blöcken, Archiv Henn

Wohnblock kamen wir auf zirka 15 bis 19 Kinder. Die Kinder spielten aber nicht zusammen, wie man in so einer Anlage annehmen konnte, sondern waren ziemlich streng getrennt. Die ersten beiden Blöcke Georgstraße 89 bis 99 waren gut befreundet. Die anderen waren „Feindesland“, mit denen spielte man nicht.

„Tannenbaumschlachten“

Jedes Jahr zur Nachweihnachtszeit in den 1970er Jahren wurden die alten Weihnachtsbäume abgeholt. Aber das war nicht so, wie es heute üblich ist, die Bäume wurden nicht an die Straße gestellt, sondern man schmiss die Bäume aus dem Fenster auf die besagten Rasenflächen, wo sie dann von der Stadtreinigung abgeholt werden sollten. Sollten, muss man hier sagen, denn meistens wurden die Bäume zwecks Weiterverarbeitung zu Keulen oder Tannenbaumhöhlen abgeholt. Da man ja im-

mer genug Vorrat an Tannenbäumen haben musste, wurden die fehlenden Bäume bei den anderen „Blöcken“ besorgt. Die dort anwesenden Kinder ließen sich das aber nicht widerstandslos gefallen, so dass es zu den berühmten „Tannenbaumschlachten“ kam. Man kesselte die anderen Kinder ein, es kam zu Raufereien (nicht zu schlimm), und man erbeutete, wenn es gut lief, die bereits vorbearbeiteten Bäume. Dies war ein längeres Wechselspiel, wobei ich sagen muss, dass ich zum Glück oft auf der Gewinnerseite stand. Anfang der 1980er Jahre ließ dieser gute alte Brauch, bedingt durch die größer werdende Zahl an Elektrobäumen und Älterwerden der Beteiligten nach.

Birnenklau in „Pastorsgarten“

Zur besseren Erklärung sei gesagt, dass es hinter der Georgstraße zur Marienkirche hin den „Pastorsgarten“ gab. Dieser Garten gehörte, wie ich oben schon erwähnte, zum Superintendenten-Haus. Eigentlich war es kein Garten, sondern, wie wir fanden, ein kleiner Park. Dort standen Birnenbäume und Apfelbäume sowie unzählige Haselnusssträucher und Rhododendren. Ein Traum von Spielplatz. Der ansässige Superintendent Meier war ein supernetter Mann und erlaubte uns Kindern (Block 1 und 2), die anderen habe ich nie gesehen, das Spielen. Wir durften uns auch Äpfel und Birnen mitnehmen so viel wie wir wollten. Wir versorgten auch unsere Familien mit den köstlichen Vitaminen. Aber ein Baum, so teilte er uns mit, sei Tabu. Das war ein Williams-Christ-Birnenbaum. Die Früchte wollte er gern für sich behalten. Wir stimmten der Vereinbarung natürlich zu. Aber diese Früchte sahen so verführerisch aus, dass wir

nicht anders konnten als einen Plan zur Inbesitznahme zu schmieden. Nach zwei Tagen stand der Plan. Wir schlichen uns ums Haus unter dem Fenster des Büros von Herrn Meier durch und mussten dann noch etwa acht Meter bis zum Baum bewältigen. Das war der knifflige Teil des Unternehmens. Der Lohn der Arbeit war dann eine oder auch mal zwei Williams-Christ-Birnen. Ein wunderbarer Geschmack, den ich niemals vergessen werde. Aber wir hatten nicht immer Glück. Mal erwischte uns die Frau des Superintendents, mal er selbst. Zur Bestrafung mussten wir den Garten vom Laub befreien oder auch das Fallobst beseitigen. Wir wurden oft zur Gartenreinigung gerufen. Trotzdem blieb das gute Verhältnis zu Herrn Meier. Wahrscheinlich weil schon meine älteren Brüder und deren Freunde den gleichen „Pastorsgarten“ zur Schatzkiste erklärten und Herr Meier den „Mundraub“ nicht sooo schlimm fand oder weil er einfach ein Menschenfreund war. Später wollte mein älterer Bruder sich nicht von dem ansässigen Pastor, sondern unbedingt von Herrn Superintendenten Meier trauen lassen. Alle nachfolgenden Superintendents hatten nicht mehr das Vergnügen unserer Gesellschaft, da die geburtenstarken Jahrgänge allmählich älter wurden und das andere Geschlecht entdeckten.



Fest im Pastorsgarten, 1961, Archiv Henn

Eine Familiengeschichte aus Geestemünde in vier Generationen

Malerwerkstatt Schade

Mein Opa mütterlicherseits, Johannes Schade, besaß eine Malerwerkstatt in Geestemünde in der Bülowstraße 8. Das Hauptgeschäft bestand im Grundanstrich von Häusern, Malerarbeiten in den Kellern, auf den Etagen und unter den Dächern.



*Johannes Schade,
Archiv Niemeyer*

In den 1960er Jahren hatte er bei einigen neu gebauten Häusern den Erstanstrich gemacht. So auch in der Schillerstraße 66 (Bauherrin war Frau von Atens). Nach meiner Erinnerung war ihr Schwiegersohn der Bäckermeister Schrader. Er hat in der Schillerstraße 66 eine Bäckerei betrieben. Nach dem Tod von Frau Atens hatte er das Haus geerbt und dort dann die Bäckerei bis zur Schließung und zum Tod weiter betrieben.

Mein Opa hat in der Georgstraße 108 auch den Grundanstrich und die Erstmalerarbeiten durchgeführt. Der Bauherr war zu der Zeit ein Kapitän Schütte (Fischdampferkapitän im Ruhestand). Das Haus befindet sich neben der jetzigen Shell-Tankstelle. Dort hat mein Opa nicht nur den Neubaueranstrich durchgeführt. Er hat auch nach Einzug der neuen Mieter auf Wunsch den Hauptanstrich ausgeführt und auch teilweise Tapeten geklebt.

Auch in der Georgstraße 86 (das Haus von Architekt Heinemann) hat er die Grundmalerarbeiten durchgeführt. Der Autor hat noch in Erinnerung, dass der Architekt Heinemann drei Häuser (ein Haus in der Schillerstraße und zwei Häuser in der Georgstraße) geplant und baumäßig überwacht hat.

In der Bülowstraße 6 hat mein Opa mit seiner Firma auch die Grundmalerarbeiten durchgeführt (Bauherr war ein Herr Becker). Auch das nächste Haus Bülowstraße Nr. 4 und Nr. 2 (Gaststätte) hat mein Opa mit dem Grundanstrich versehen. Dieses Haus geht auch um die Ecke in die Verdener Straße. Der Bauherr von der



Bülowstraße 2 und 4 und Verdener Straße 15 war ein Herr Bultmann. Das war der Vater von meinem Fahrlehrer Jürgen Bultmann. Der Vater ist Ende der 1960er Jahre verstorben. Auch Fahrlehrer Jürgen Bultmann ist in den 1990er oder nach 2000 verstorben, ich weiß es nicht mehr genau. Das Haus wurde später von den Erben an eine Baugesellschaft weit weg von Bremerhaven (angeblich am Rhein) verkauft.

Mein Opa war nach dem Ende des 1. Weltkrieges bei der Freiwilligen Feuerwehr in der damaligen Stadt Geestemünde. Die Feuerwache war in der Verdener Straße gleich um die Ecke von der Bülowstraße, wo sich die Malereifirma meines Opas und Uropas befand. Mein Opa Johannes Schade, geboren am 02.02.1887, war bei der Feuerwehr von 1919 bis 1939. Er war auch auf der Feuerwehrschule in Celle. Durch diesen Schulbesuch ist er bei der Freiwilligen Feuerwehr in Geestemünde im Laufe der Zeit vom einfachen Feuer-

wehrmann zum Oberbrandmeister aufgestiegen. Im Jahr 1939 war nur noch ein Feuerwehrchef über ihm. Im selben Jahr wurde Geestemünde zur Stadt Wesermünde. Die Stadt Wesermünde war preußisch. Die Stadt Bremerhaven nördlich von der Geeste mit dem Überseehafen war bremisch, gehörte zur Freien Hansestadt Bremen. Diese hatte ihre eigene Feuerwehr.



Feuerwehrturm Geestemünde, Verdener Straße, Archiv Niemeyer

Im Jahr 1939 am 1. September wurde mein Opa zum Militär eingezogen. Er war als Soldat verantwortlich für den Feuerschutz der Stadt Wesermünde, Ortsteil Geestemünde und auch für den Fischereihafen.

Mein Opa war als Oberbrandmeister zuständig für die Vorpostenboote, wenn diese durch Bomben oder Beschuss verursachten Feuer an Bord Brandschäden hatten. Er musste dafür sorgen, dass die Feuerschutzanlagen dieser Boote feuer-



Geestemünder Feuerwehr, Archiv Niemeyer

schutzmäßig in Ordnung waren, wenn sie wieder ausgelaufen sind. Mit Kriegsbeginn war er bei der neugegründeten Feuerschutzpolizei im Soldatenrang eines Oberbrandmeisters.

Beim Angriff auf Geestemünde war er für die Rettung der Ausgebombten zuständig. Er musste sich um die Leute kümmern, die nach der Entwarnung wieder aus dem Bunker kommen konnten. Mein Opa sollte eine Wassergasse mit seinem Löschzug bilden. Durch seinen Einsatz bei der Feuerschutzpolizei hat er das Gebäude der alten Sparkasse in Geestemünde nach dem Angriff gerettet. Ich weiß noch, Anfang der 1960er Jahre oder Ende der 1950er Jahre hatte ein führender Herr der Sparkasse gesagt, dass mein Opa mit seinem Löschzug der Retter der Sparkasse gewesen sein soll. Die Sparkasse in der Georgstraße war als sehr wichtiges Gebäude für die Stadt Wesermünde, Ortsteil Geestemünde, bezeichnet worden.

Nach dem Krieg ist mein Opa bei der Feuerwehr ausgeschieden, da er wieder in seinen Beruf als Malermeister zurück wollte. Während des Krieges gab es einige Differenzen mit den Vorgesetzten beim Militär. Nach dem Krieg bekam die Stadt Bremerhaven 1947 eine Berufsfeuerwehr.

Mein Uropa war während des Krieges zu Hause in der Bülowstraße 8 bis zur Ausbombung am 18. September 1944. Er hat den Malerbetrieb während des Krieges weitergeführt. Da er sich im Rentenalter befand (geboren im Jahr 1871) und

über 65 Jahre alt war, galt er somit als nicht mehr kriegsverwendungsfähig. Nach Auskunft meiner Oma haben mein Uropa und ein Altgeselle den Betrieb weiter geführt. Sie haben noch private Arbeiten erledigt und für die Marineschule in Wesermünde gearbeitet. Der Betrieb lief bis zur Ausbombung im Jahre 1944. Dann sei, weil die Werkstatt und das Material bei der Ausbombung verbrannt waren, der Betrieb eingestellt worden.

Beim Brand des Schnelldampfers BREMEN 1941 war mein Opa mit der Löschmannschaft im Kaiserhafen zum Löschen des Schiffes abgestellt. Das ausgebrannte Wrack des Schiffes soll wegen möglichem Wiederaufflammen des Brandes von der Feuerschutzpolizei noch bewacht worden sein. Sonst hat mein Opa mit dem Schiff nichts mehr zu tun gehabt. Die weitere Aufsicht soll nach der Auskunft meines Opas, Brandmeister der Feuerschutzpolizei, zu dieser Zeit von der Kriegsmarine/Hafenwache übernommen worden sein.

Der Schneidermeister Thien aus der Ahrendstraße, geboren ca. um 1900, war bei meinem Opa in der Freiwilligen Feuerwehr und während des Krieges in der Feuerschutzpolizei. Er soll bei der Brandbekämpfung auf dem Schnelldampfer BREMEN als Feuerwehrmann dabei gewesen sein und auch bei der Brandbekämpfung im September 1944 bei der Sparkasse in der Georgstraße. Zum Ende des Krieges soll er nach Osten versetzt worden sein als Kampfsoldat der Wehrmacht, so die Aussage meines Opas. Er ist nach Ende des Krieges wieder zurückgekommen und

hat die Schneiderei in der Ahrendstraße bis in die 1960er Jahre wieder betrieben. Dies weiß ich aus eigener Erfahrung, weil ich öfters mit meinem Opa in der Schneiderei war. Dann hat sein Sohn, auch Schneidermeister, den Betrieb übernommen. Wie ich weiß bestand der Betrieb noch Ende der 1970er Jahre oder sogar länger. Dann hat der Nachfolger seines Sohns den Betrieb aus Altersgründen aufgegeben. Sein Enkel, Wolfgang Thien, ist mit mir in der Grundschulklasse in der Gorch-Fock-Schule gewesen. Ich weiß nicht, wo er dann geblieben ist. Er hat dann die Schule gewechselt.

Mein Opa Johannes Schade hat die Werkstatt nach dem Krieg neu aufbauen lassen. Er hat den Betrieb bis 1969 weitergeführt und das Gewerbe aus Altersgründen 1970 abgemeldet. Das Gebäude ist heute noch als Lager in Familienbesitz.



Malerwerkstatt Schade, Bülowstr. 8, 1951 neu gebaut, Archiv Niemeyer

Mein Großvater väterlicherseits, Lukas Niemeyer, war Schiffsingenieur beim Norddeutschen Lloyd. Er ist dort vor Kriegsbeginn entlassen worden, weil er die Altersgrenze von 65 Jahren erreicht hatte. Daher wurde er auch nicht eingezogen. Die Zeit während des Krieges hat er bei sich zu Hause

in der Goethestraße verbracht. Dieses Haus war nur im Dachbereich beschädigt worden und konnte somit weiter von den älteren Leuten und denen, die vom Krieg zurückkamen, bewohnt werden.

Der Großonkel des Autors war in der Hitlerzeit ein Parteigenosse der NSDAP in brauner Uniform. Dies sagte meine Oma zu mir. Der Verwandte nahm sich sehr wichtig als Parteigenosse. Er hatte wohl verschiedene Parteigegner ausgespioniert und gemeldet. Auch meine Oma wurde während des Krieges von ihm angeschwärzt und zur Arbeit verdonnert. Als der Krieg vorbei war, wollte sich der Verwandte mit der neuen Situation nicht abfinden. Weil er sich angeblich daneben benommen hatte und die Uniform nicht ausziehen wollte, wurde er bei den Siegern des Krieges, der US-Army, wohl gemeldet. Er wurde dann von der US-Militärpolizei abgeholt und nach Weddewarden in die Carl-Schurz-Kaserne gebracht. Dort wurde er eingesperrt, weil er ein höheres Parteimitglied gewesen sein soll. Laut der Aussage meiner Oma musste er in den Baracken der Kaserne Arbeitsdienst leisten für die Entnazifizierung (Baracken ausfegen und Platzarbeiten ausführen unter Aufsicht der Amerikaner). Wie ich gehört habe, musste er in Weddewarden längere Zeit verbringen, weil er angeblich etwas Schlimmes, nun nach dem Krieg, Verbotenes gemacht haben soll. Was es gewesen ist, weiß ich nicht. Es sollen aber mehrere Bürger nach dem Krieg auf ihn sauer gewesen sein wegen seiner Parteiaktivitäten vor und im Krieg.

Seine Ehefrau, meine Großtante, ist zu ihrem Vater (meinem Urgroßvater) gekommen und hat nachgefragt, warum ihr Mann in Weddewarden einsitzen müsse. Mein Urgroßvater soll wohl gesagt haben, er wüsste nicht warum sein Schwiegersohn bei den US-Amerikanern einsitzen müsse, aber das würde wohl mit seiner Vergangenheit als Parteimitglied in der braunen Uniform zusammenhängen. Nach seiner Entnazifizierung Ende der 1940er Jahre, so sagte meine Oma, soll er in Langen gewohnt haben und war nun Mitglied der SPD, welche er als NSDAP-Mitglied bekämpft hatte. Meine Oma meinte, er wäre wohl eine Person, welche immer zu einer großen Partei, die gerade an der Macht wäre, umschwenken würde. Nach dem Krieg durfte er ja kein NSDAP-Mitglied mehr sein, weil die Partei verboten war. Ich habe auch gehört, dass er in seiner Zeit in der Gefangenschaft bei der US-Army einen ehemaligen Gestapomann getroffen haben soll, den er von seiner Zeit als braunen Uniformträger kannte. Auch der soll von der US-Militärpolizei nach dem Krieg 1945 in Weddewarden festgesetzt worden sein, weil man ihm wohl etwas Schlimmes nachweisen konnte.

Mein Verwandter soll angeblich bei seinem Tode in den 1950er Jahren in Langen mit Fahnen-schmuck und Ansprache der neuen Partei SPD beigesetzt worden sein. Mein Opa und meine Oma meinten, es gäbe Leute, die fallen auch bei solchen Sachen immer wieder auf die Füße. Meine Großtante habe ich noch kennengelernt. Sie hat, wie ich mich erinnern kann, mit mir nie

über diese Sache gesprochen. Sie ist, wie ich weiß, in Bremerhaven in den 1970er Jahren gestorben und wurde hier in Geestemünde beigesetzt.

Meine Eltern

Meine Mutter hat ab ca. 1943 einen Kindergarten geführt und war zum Ende des Krieges auch als Bahnhofshilfe auf dem Hauptbahnhof in Geestemünde für Flüchtlingskinder zuständig. Nach der Ausbombung im September 1944 wohnte sie mit ihrer Mutter, meiner Oma, in Debestedt. Nach Ende des Krieges im Jahr 1945 hat man sie aus dem Beruf entfernt. Um ihren Posten als Kindergärtnerin zu behalten, musste sie notgedrungen Parteimitglied werden. Dies war von ihrem Arbeitgeber, einer Parteiorganisation, verlangt worden. Dann musste sie Arbeitsdienst in einer Molkerei in Debestedt machen, um „entbräunt“ (entnazifiziert) zu werden. Ende der 1940er Jahre, ca. 1949, ist sie wieder in ihren Beruf in den Kindergarten in der Grashoffstraße zurückgekehrt. Sie ist mit der Heirat im Jahre 1952 dort ausgeschieden. Dieser Kindergarten wurde dort in den 1960er Jahren aufgelöst.



*Mutter als Kindergärtnerin,
1940er Jahre, Archiv Niemeyer*

Mein Vater Julian Niemeyer wurde am 18. Juni 1908 in der Goethestraße in Lehe geboren. Im Jahre 1915 wurde er in die Oberrealschule in Lehe eingeschult. Diese Schule kostete Schulgeld. Mein Großvater, väterlicherseits, konnte sich dieses nur leisten, weil er leitender Ingenieur beim Norddeutschen Lloyd in Bremerhaven im Kaiserhafen war. Im Jahre 1915 wurde mein Großvater zur „Kaiserlichen Marine“ in Wilhelmshaven auf die „Kaiserliche Werft“ als Maschineningenieur eingezogen. Er hat nur auf der Werft gedient und war nicht an Bord eines Kriegsschiffes. Im Jahr 1916 (nach der Skagerrak-Schlacht) hat er die beschädigten Schiffe, die von der Schlacht zurückgekommen waren, mit der Werftbesatzung wieder repariert. Nach Ende des Krieges ist er wieder beim Norddeutschen Lloyd als Werftgarantieingenieur tätig gewesen. Er hat dort die beschädigten Schiffe des Norddeutschen Lloyd für den anschließenden Friedenseinsatz repariert und überprüft. Es waren meistens Frachtschiffe.

Mein Vater blieb noch bis zum Ende seiner Schulzeit in Lehe. Danach begann er eine Ausbildung in der Verwaltung der Reederei des Norddeutschen Lloyd. Sein Vater hat ihn dort untergebracht. Mein Vater hat seine Ausbildung dort beendet und dann eine Zusatzausbildung zum Schiffszahlmeister absolviert. Nach Angaben meines Vaters ist er nach Beendigung dieser Ausbildung an Bord eines Lloydschiffes versetzt worden. Er ist auf Frachtern gefahren, Schiffe mit Dampfmaschinen und Kohlenfeuerung. Er sei auf große Fahrt gewesen, auf Amerikafahrt

und auf Kurs nach Afrika und Asien. Später ist er dann als Mannschaftszahlmeisterassistent auf die großen Schnelldampfer versetzt worden (auf die BREMEN, die EUROPA und die COLUMBUS) und später als 2. Zahlmeister auf den Passagierschiffen. Er hatte mit den Sachen, die den Schiffsbereich betrafen, den Einreisedokumenten und den Pässen der Passagiere, zu tun, wenn die in die USA einreisen wollten.

Im Jahr 1939 hat mein Vater die letzte Reise der BREMEN von New York nach Murmansk (Sowjetunion) mitgemacht. Dort sind die Leute, die für die Schiffsüberführung nach Bremerhaven nicht mehr benötigt wurden, von Bord gekommen und per Bahn nach Bremerhaven gefahren worden. Nach Ankunft in Bremerhaven und Meldung beim Reedereibüro ist mein Vater zur Kriegsmarine eingezogen worden. Er kam nach Cuxhaven in ein Verwaltungsbüro der Kriegsmarine als Marineverwaltungsinspektor. Von dort wurde er nach Frankreich zur U-Boot Waffe als Marineverwaltungsinspektor zu den großen U-Boot-Bunkern an der Atlantikküste versetzt. Nach der Landung der US-Amerikaner und Briten am 6. Juni 1944 ist er in die Niederlande versetzt worden, auf die Insel Vlieland zur Marineflack. Dort war er zuständig für die Geschützbedienung, die Messanlage und die Munition. Am Ende des Krieges wurden er und die Geschützbesatzung von den Briten festgesetzt und in Kriegsgefangenschaft überführt. Laut der Aussage meines Vaters sei er nicht lange in Gefangenschaft gewesen. Das britische Militär konnte

nicht viel mit ihm anfangen, da er angeblich vom Mannschaftsdienstgrad nur Obergefreiter war. In Frankreich war mein Vater als Marineverwaltungsinspektor im Offiziersrang (so ein Bericht in einem Buch über Soldatendienstbezeichnungen) gewesen.

Nach Ende des Krieges und nach Ende der Gefangenschaft wurde er nach Hause entlassen. Er hat sich dann, wie es Vorschrift war, wieder



Bülowstraße 8, Wohnhaus Malermeister Schade, zerstört am 18. September 1944, Archiv Niemeyer

im Personalbüro des Norddeutschen Lloyd gemeldet. Er war ja für die Zeit als Wehrpflichtiger im Soldatendienst freigestellt worden. Da aber alle Passagierschiffe weg waren, die BREMEN ausgebrannt, die EUROPA von den

Kriegsgegnern übernommen und die COLUMBUS versenkt, wurde er entlassen und zum Arbeitsamt geschickt. Wie mein Vater sagte, hat dieses Schicksal noch viele ehemalige Kollegen getroffen. Die, die aus dem Krieg zurückkamen, mussten sich neue Arbeitgeber suchen.

Mein Vater ist nach dem Krieg und nach seiner Gefangenschaft bei den US-Amerikanern in Bremerhaven angefangen. Er hatte sich bei seiner alten Arbeitsstelle, dem Norddeutschen Lloyd, gemeldet. Wie er mir erzählte, wurde er dort entlassen, weil die drei Schnelldampfer (BREMEN, EUROPA und COLUMBUS) nicht mehr da waren und sein Arbeitsplatz an Bord damit weg war. Er wurde als Fahrer eines großen LKW eingestellt, weil er die amerikanische Sprache mündlich und schriftlich beherrschte. Dies konnte er, da er bis 1939 auf dem Schnelldampfer BREMEN als Zahlmeister mit den amerikanischen Behörden und Einwanderungsämtern korrespondiert hatte. Nach dem Ende seiner Beschäftigung bei den Amerikanern ca. 1952 hat er meine Mutter geheiratet. Sie haben dann ein Gemüsegeschäft eröffnet und 1954 wurde ich geboren.

Mein Vater ist ca. 1957/58 noch einmal als Zahlmeister auf einem Tanker von Onassis gefahren. Die Reise ging von den Pumpstationen in Aruba zur Raffinerie in die USA nach Texas. Wie ich gehört habe, soll dies im Pendelverkehr erfolgt sein. Er war ca. ein Jahr an Bord. Dann soll er entlassen worden sein, sein Vertrag war angeblich zu Ende.

Im Jahre 1961/62 ist er noch einmal für ein halbes Jahr als Zahlmeister auf einem Tanker gefahren, wieder für Onassis. Nach seiner Entlassung war er in dem Gemüse-Lebensmittelgeschäft meiner Mutter tätig.



Autor und Vater im Gemüse- und Lebensmittelgeschäft, Bülowstraße 8, Archiv Niemeyer

Im Jahr 1966 ist mein Vater zuletzt mit einem Schiff als Zahlmeister gefahren. Von August bis Dezember 1966 auf der SCHWABENSTEIN des Norddeutschen Lloyds. Er hatte diesen Posten bekommen, weil der Norddeutsche Lloyd aufgrund eines Todesfalls schnell einen Ersatz brauchte. Der Zahlmeister vom Passagierschiff TS BREMEN war überraschend verstorben und der Zahlmeister der SCHWABENSTEIN wurde kurzfristig auf die BREMEN versetzt. Damit war

ein Posten frei und mein Vater hatte die Ausbildung und konnte kurzfristig eingesetzt werden. Ich bin damals mit ihm zum Lloydbüro nach Bremen gefahren. Dort wurde die Einstellung vorgenommen und er ist dann ab August 1966 mit der SCHWABENSTEIN nach Ostasien gefahren. Mein Vater hat nur eine Reise mitgemacht, weil neues und jüngeres Personal ausgebildet und eingestellt worden war. Ich habe gehört, es waren keine Zahlmeister mehr, sondern Verwaltungspersonal. Es wurden auf den neuen Schiffen keine Zahlmeister mehr gebraucht, weil es reine Frachtschiffe waren und kaum oder nur wenige Passagiere mitführen.

Mein Vater ist dann wieder in den Laden gegangen und zum Arbeitsamt, weil er nun arbeitslos war. Das Arbeitsamt konnte ihn nicht mehr



Gemüse- und Lebensmittelgeschäft, Bülowstraße 8, neu gebaut 1956, Archiv Niemeyer

vermitteln, weil er nicht die neueste Ausbildung hatte, die nun aber verlangt wurde. Im Jahre 1968 wurde mein Vater Frührentner, weil er als Seemann mit 60 Jahren in Rente gehen konnte. Er wollte noch die neue Zusatzausbildung machen. Dies wurde aber aufgrund seines Alters abgelehnt. Er hat noch bis 1989 im Geschäft meiner Mutter gearbeitet. Dann wurde der Laden aus Altersgründen geschlossen.



*Schulanfang des Autors, Jörn-Holmer Niemeyer, 1962,
Gorch-Fock-Schule, Archiv Niemeyer*

Der Autor, Jörn-Holmer Niemeyer, hat nach Beendigung seiner Schulzeit (Mittlere Reife) eine Lehre beim HBA (Hafenamt) in Bremerhaven begonnen. Ich habe sie mit bestandener Facharbeiterprüfung zum Starkstromelektriker abgeschlossen. Dann wurde ich am 01.04.1976 zum Ableisten des Wehrdienstes zur Marine als Unterwasserwaffenmechaniker eingezogen. Vom 01.04.1976 bis zum 30.06.1976 war ich in der Marineschule in Eckernförde und habe dort meine Grundausbildung absolviert. Ab 01.07.1976 bis

zu meiner Ausmusterung am 30.06.1977 war ich auf der Fregatte KARLSRUHE in Wilhelmshaven. Anschließend war ich vom Oktober 1977 bis Januar 1978 bei der BLG in Bremerhaven. Dort wurde ich wegen Krankheit als hafendienstuntauglich entlassen. Danach war ich ab 01.03.1978 in Bremerhaven-Weddewarden bei den Amerikanern als deutscher Zivilarbeitnehmer in meinem Beruf als Elektriker tätig. Am 30.04.1993 wurde mir gekündigt. Durch die Wiedervereinigung in Deutschland und der damit verbundenen Verringerung der Mitarbeiter wurde die Kaserne in Weddewarden geschlossen. Ich bin ab dem 01.04.1993 zum Arbeitsamt gegangen, um mich arbeitslos zu melden. Eine neue Arbeit war schlecht zu bekommen.

Im Jahr 1996 habe ich mich mit einem Elektrobetrieb selbständig gemacht. Da ich den Elektromeisterbrief hatte, bekam ich die Lizenz zum Führen eines Betriebes. Ich habe den Betrieb nur ca. drei Monate gehabt, weil meine Mutter zu der Zeit schwer krank war und in einem Pflegeheim war. Durch die Belastung konnte ich den Betrieb nicht mehr weiterführen und auch weil ich nicht genügend Arbeitsaufträge hatte, um davon zu leben. Ich war von Juli 1996 bis September 1996 selbstständig.

Mein Vater ist im Jahr 1991 gestorben und meine Mutter 1997. Beigesetzt sind sie beide auf einem Friedhof in Bremerhaven-Lehe in unserem Familiengrab von meinem Opa Niemeyer (verstorben 1960).

Autorinnen und Autoren

Rosemarie Blum, kaufmännische Angestellte

Christa Duden, kaufmännische Angestellte

Herbert Ehlers, Kaufmann

Klaus Friedrichs, Nautiker

Andreas Henn, Verwaltungsfachangestellter

Dr. Burkhard Hergesell, Kulturwissenschaftler

Oda Kelch, kaufmännische Angestellte

Edith Kluge, kaufmännische Angestellte

Rita Knop, Floristin

Jürn-Holmer Niemeyer, Elektroinstallationsmeister

Michael Schwädtke, Garten- und Landschaftsbauer,
Feng Shui-Berater und Rutengänger

Erich Sturk, Architekt

Thomas Ventzke, Standortmanager



Turnfest auf dem Neumarkt, 1950, Archiv Bürgerverein Geestemünde



vorwiegend Jungs aus Arbeiterfamilien in der Alt-Geestemünder-Knabenschule, 1923, Archiv Knop

